Vervehmt.

Vierter Band.

Verfehmt.

Roman aus der Gegenwart

von

August Becker.

Vierter Band.

Berlin, 1868.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Inhalt des vierten Bandes.

Seite

Viertes Buch.

Erstes Capitel.

Führt uns wieder alte Bekannte vor.

Die staatlichen Zustände, welche zum Theil die Folie unserer Erzählung bilden, boten damals — ein halbes Jahr vor dem Entscheidungskampfe in Deutschland — einen seltsamen Anblick dar, den wir hier nur flüchtig skizziren dürfen, ohne auf Einzelnheiten einzugehen, die an sich selbst für den Roman zu romanhaft erscheinen würden. Die traditionelle Günstlingswirthschaft fing an, nicht blos verhängnißvoll zu sein sondern sich nachgerade Jedwedem also zu zeigen. Dem Auslande erschien das beginnende Treiben in romantischem Schimmer, während Alle, denen das Schicksal des Staates noch am Herzen lag, in wirklicher Betrübniß auf die Gegenwart, verzweiflungsvoll aber in die Zukunft blickten.

In dieselbe Zeit nun fiel die Entlassung des Staatsministers v. Altmüller. In gewitterschwangeren

Tagen hatte er geglaubt, mit dem guten Willen eines nicht sehr kräftigen Charakters, mit persönlicher Liebenswürdigkeit und gemüthlichem Liberalismus das Staatsschiff unberührt von den Stürmen der Zeit durch alle Klippen hindurch geleiten zu können, ohne jedoch die nöthige Ausdauer und Entschiedenheit und ohne den nothwendigen Ueberblick der politischen Verhältnisse und der wirkenden Elemente zu haben. Im Bestreben, es Allen Recht zu machen, hatte er es zuletzt mit Allen verdorben. Nun war es seltsam, daß gerade diejenigen, welche ihn unausgesetzt, trotz seiner kleinen persönlichen Conzessionen, am heftigsten bekämpft und durch ihre beständige Opposition seinen Sturz beschleunigt hatten, nunmehr seine Entlassung als Signal nahmen, um, von dem „sittlichen Ernst“ ihres Liberalismus getrieben, sich für den entlassenen Minister gegen die vermeintlichen oder wirklichen Gegner desselben im Staatsrath und Cabinet zu ereifern. Zugleich ergriffen sie heftig Partei für den balletkundigen „Freund“ des Königs, faßten sogar feierliche Resolutionen für den Günstling, (den sie ein Jahr später bitter haßten) und machten auch durch wüthende Artikel in der kleinen Presse das politische Getriebe zu einem wahren Gaukelspiel, an welchem

sich die Eunuchen des Balletdirectors lebhaft betheiligten, während auch dessen drei mittelalterlichen „Grazien" ihre Federn amazonenhaft gegen die Gegner schwangen, die Person des Königs zum Mittelpunkte des Streites machten und dieselbe unter wechselnder Gestalt in den Scandalblättchen dem staunenden Publikum vorführten.

Schon stand man anderwärts bereit, die deutsche Frage durch Blut und Eisen zu lösen, als so im Lande unserer Erzählung zum tiefsten Bedauern der Bessern, zur Belustigung der Andern und des Auslandes ein toller persönlicher Scandal waltete, der von den Einen aus rücksichtsloser Selbstsucht oder geflissentlich und schadenfroh, von den Andern aus leichtsinniger Verkennung oder naiver Unkenntniß der Sachlage genährt wurde. Ein ernst mahnendes, aufrüttelndes Wort that Noth, ließ aber vergeblich auf sich warten. Denn auch jene Freunde der Wahrheit, welche gegen g e w e s e n e Uebelstände ungemein tapfer und witzig anzukämpfen wissen, fanden wie immer keinen Anlaß gegen b e s t e h e n d e s Unheil vorzugehen. Selbst die Annahme, daß der Scandal geflissentlich genährt werde, um nicht blos das Königthum herabzuwürdigen, sondern auch die Gemüther zu beschäftigen und den

Staat unfähig zu machen, der heran nahenden Catastrophe gerüstet zu sein, selbst diese Annahme vermochte lange Niemanden zu bewegen, das erste Mahnwort in den tollen Wirrwar hinein zu schleudern.

Da erschien, etwa sieben Monate vor dem Ausbruche des deutschen Krieges, im einflußreichsten Blatte des Landes, in der Beilage des Generalanzeigers ein Artikel, dem der Sturz des Staatsministers v. Altmüller Veranlassung gab, über die politische Lage des Landes selbst zu sprechen und sie in dem Lichte zu zeigen, in welchem sie jedem schärfer Blickenden erscheinen mußte. Der Aufsatz machte in den regierenden Kreisen und im Publikum großes Aufsehen, und man rieth hin und her über den Verfasser. Auch Herr v. Keller, der Unterrichtsminister, welcher nach der Entlassung Altmüllers dessen Portefeuille mit übernommen, hatte den Artikel nochmals mit steigender Aufmerksamkeit gelesen und saß nun sinnend im Fauteul seines Arbeitskabinets, indem er sein Gedächtniß zu Hülfe rief, um den Verfasser am Styl zu erkennen.

Herr v. Keller hatte sich durch sein entschiedenes Auftreten gegen die Forderungen der katholischen Bischöfe, wie gegen die Anmaßungen der Fortschrittsfanatiker in der Kammer bereits großes Vertrauen

erweckt. Selbst die Partei derjenigen, gegen welche seine Energie gerichtet war, versagte ihm die Achtung nicht, die der Entschiedenheit politisch jederzeit gebührt. Jetzt hatte er eine große Aufgabe vor sich, in welcher er sich seither nur durch die Unverlässigkeit seines entlassenen Collegen gehemmt sah. Der Artikel nun erschien Herrn v. Keller gewissermassen als ein Sporn für seine Aufgabe: das politische Bewußtsein im Lande wieder zu erwecken, die Gemüther aufzurichten, deren Verdrossenheit in dem Aufsatze eine drastische Schilderung gefunden hatte. Wenn der Verfasser recht hatte — und der Artikel überzeugte — so war es höchste Zeit, sich mit aller Entschiedenheit der vorgenommenen Aufgabe zuzuwenden. Und Herr v. Keller durfte dies, denn er hatte keinen Antheil gehabt an der schwachseligen Politik, welche in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit das Anrecht mitzuhandeln verscherzt und die Gemüther im Lande niedergedrückt hatte.

Nachdem also der Minister lange in schweigendem Brüten dagesessen war, erhob sich seine kräftige untersetzte Gestalt aus dem Fauteuil und ging durch mehrere Thüren und anstoßende Gemächer in eine Art von Bibliothek und Lesesaal. Dort standen zu dieser

Stunde mehrere Herren eifrig plaudernd beisammen. Einer derselben hielt ein Exemplar des Generalanzeigers in Händen und gestikulirte ziemlich lebhaft.

„Nun, meine Herren," sprach der Minister hinzutretend, während das Gespräch stockte und die Beisammenstehenden sich verbeugten. „Sie debattiren über das Thema des Tages und haben den Artikel also gelesen. Was meinen Sie zu demselben?"

„Ja, hm!" machte Geheimerath v. Rixner, indem er sich mit der Hand Kinn und Wangenbart strich und dann mit melodischer Stimme hinzusetzte: „Er ist recht lebhaft geschrieben. Gewandte Feder."

„Nicht wahr? Das sag' ich auch!" bestätigte der Ministerialrath v. Pimpler zunickend.

„Aber malcontent schwarzsichtig, — der Verfasser leidet am politischen Staar, hä, hä, hä!" lachte der Referent v. Pletsch in seiner anmuthigen Weise.

„Mir will bedünken, er steche den Staar, Herr Ministerialrath," meinte jetzt die Excellenz mit einer Betonung, die Herrn v. Pletsch etwas in Verwirrung brachte. „Der Artikel spricht nicht wenige Wahrheiten aus."

„Sehr viele sogar, sehr große Wahrheiten, — ja!" bekräftigte Herr v. Pimpler.

„Gewiß," bemerkte auch der Geheimerath v. Rixner, „Herrn v. Altmüller werden unter Zucker einige bittere Pillen eingegeben."

Nun aber wandte sich die Excellenz an den Referenten v. Pletsch und sprach:

„Seien Sie doch so freundlich, Herr Ministerialrath, die Stelle nochmals laut zu lesen, wo der Verfasser die Entlassung Altmüllers dahin deutet, daß die Krone im Innern zurück gewinnen wolle, was sie an Macht und Einfluß nach Außen eingebüßt habe. Er hebt das geringe Aufsehen und die kühle Theilnahme hervor, welche trotz der Verdienste Altmüllers dessen Rücktritt gefunden habe. Bitte, fahren Sie einmal da fort."

Herr v. Pletsch brachte das Blatt dicht vor sein Angesicht, suchte blinzelnd nach der Stelle und las dann in näselndem Tone weiter:

„Die Erscheinung wäre befremdend und unerklärlich, wenn „sie sich nicht aus der allgemeinen politischen Lage und aus „den besonderen Verhältnissen ergäbe. Der unläugbare In„differentismus ist ein laut genug sprechendes Symptom. Nach „den occasions manquées sind die illusions perdues an der „Reihe; die Dinge und Stimmungen kommen genau, wie „sie kommen mußten. Und wenn man heute in unserm Lande „selbst einen Minister von solchen Verdiensten wie Altmüller „ohne besondere Aufregung fallen sieht, so entspringt diese

„Windstille der allgemeinen Verdrossenheit und dem mehr „oder weniger dunkeln Gefühle, daß der politische Schwerpunkt „selbst für uns nicht mehr in dieser oder jener Persönlichkeit, „in diesem oder jenem Ministerium, sondern überhaupt nicht „mehr in unserm Staate liege; fatalistischer Gleichmuth, der „täglich mehr Bekenner gewinnt, sieht über die naheliegenden „Ereignisse, über die Veränderungen unserer Umgebung hinaus „in die Ferne, woher man Entscheidung erwartet, und ge„wissermassen auch endlich ersehnt.“

„Ersehnt!“ wiederholte Herr v. Pletsch. „Wer ersehnt? hä, hä, hä!“

„Ich fürchte Viele, mehr als wir wissen dürften, Herr Ministerialrath,“ sagte der Minister.

„Ja, ja, das sag' ich auch: ungeheuer viele!“ ließ sich Herr v. Pimpler zustimmend vernehmen, während der Geheimerath v. Rixner sich Kinn und Bart strich und gar nichts sagte.

„Wollen Sie nicht die Güte haben weiter zu lesen?“ fragte jetzt der Minister. „Hören Sie doch, meine Herren!“

Ministerial Pletsch nahm das Blatt wieder vor und las näselnd, indem er hie und da ein leises Hm! einfügte:

„Die mittelstaatlichen Staatsmänner haben sich die Ent„scheidung mühelos aus den Händen ringen lassen. Oder „vielmehr: sie ist ihnen von selbst entfallen, als der Moment

„sie überraschte, vor dem sie stehen blieben. Auch für das „Ministerium Altmüller mußte die schleswig-holsteinische Krisis „in ihren Wirkungen und Folgen verhängnißvoll werden, nicht „blos für das Ansehen und die Zukunft der Mittelstaaten über- „haupt, denn dieses Ministerium hatte einen Fehler, welcher „in unserer Zeit alle seine Tugenden aufwog: es ermangelte „der nationalen Tendenz. Folgerichtig fehlte ihm auch sowohl „die Geneigtheit als die Fähigkeit, die nationale Krisis, da sie „herantrat, zu verwerthen. Ohne Verständniß der großen „Zeitfragen dem Moment nicht gewachsen, kam er ihm unge- „legen. Man hatte nur die Sorge gehabt, unser Land gegen „alle Anwandlungen deutsch-nationaler Reichsträume zu sichern, „und die Mittel sollten den Zweck heiligen. Es war die bessere „Art des Partikularismus, aber immerhin Partikularismus. „Von diesem völlig befangen, gab man sich der großen ver- „hängnißvollen Täuschung hin: daß das Bedürfniß des Volkes „nach Macht und Ansehn in der Welt ein geringeres sei, als „das nach gesetzlicher Freiheit und Ordnung, daß das Volk „für seine nationale Ehre weniger stark empfinde, als für sein „materielles Wohlbefinden. Mit solchen illusorischen Voraus- „setzungen war man allerdings nicht aufgelegt, den Moment „zu benutzen, als er kam. Daß sich dies furchtbar rächen „würde, blieb unseren Staatsmännern nicht verschwiegen. In „hoffenden, mahnenden, zürnenden Worten konnten sie es „täglich vernehmen — aus dem Mund ihrer Freunde. Mit „der Verblendung der Schwäche sahen sie nur Feinde in diesen „und mißachteten das hundertfältige Mene tekel upharsim!“

Hier nun unterbrach sich der Vorlesende mit seinem gewöhnlichen Lachen.

„Was stimmt Sie so heiter, Herr Ministerial-rath?“ fragte jetzt der Minister etwas spitz.

„Da haben wir's ja, Excellenz!" war die lachende Antwort.

„Was haben wir?"

„Den Juden. Der Verfasser ist ein Israelit, hä, hä, hä!"

„Oder ein protestantischer Theologe," meinte der Geheimerath.

„Wahrscheinlicher noch ein Chaldäer," erwiederte der Minister, geärgert durch die leichtfertig träge Unempfindlichkeit der Anderen, die jedoch vielleicht nur eine geheuchelte war. Herr v. Pimpler aber stimmte etwas gedankenlos zu:

„Ja, ja, Excellenz, Sie haben ganz recht, — das sag ich auch."

Hierauf bat der Minister den vortragenden Rath fortzulesen, und dieser las weiter:

„Wie ein Alpdruck kam der Moment über sie. Und da „die Hand des Schicksals vernehmlich genug anpochte, er„schraken sie und wagten nicht einmal den kleinen Finger der„selben zu ergreifen. Ein Anderer wußte, daß nichts gewinnt, „wer nichts wagt und faßte nicht blos einen Finger, sondern „die ganze Hand. Mit Unmuth und Widerstreben sah man „die Kühnheit, aber sie imponirte auch dem Unwillen. Und „heute sind — wir mögen wollen oder nicht — die Blicke „dorthin gerichtet."

„Er meint nach Berlin," unterbrach sich der

Vorlesende wieder und sah die Zuhörer mit wichtiger und belehrender Miene an. „Und unter dem Andern versteht er den Bismark, hä, hä, hä!"

„Das dünkt Ihnen belustigend," warf jetzt der Minister hin, indem er seinen vortragenden Rath eigenthümlich ansah. „Uebrigens haben Sie die Freundlichkeit, weiter zu lesen. Ich bitte."

„Mit Vergnügen, Excellenz!" erwiederte Herr v. Pletsch und las wieder:

„Das deutsche Volk ersehnt nach langer Ohnmacht nichts „so heiß als Macht und Ansehen in der Welt; wer ihm diese „gibt, dem vermag es zuletzt viele Sünden und jeden Weg „dahin zu verzeihen. Den Mittelstaaten nun wäre noch von „Alters her manche nationale Sünde zu verzeihen gewesen — „ein Ansporn mehr für sie. Sie wußten sich die Absolution „nicht zu holen. Die Sünden sind ihnen geblieben und der „Schaden dazu. Wenn aber jetzt, nachdem das Ansehn und „der Einfluß der Mittelstaaten für's Erste dahin ist, auch ihr „bester Staatsmann von der Bühne sinkt, so weiß man sich zu bescheiden und mit Resignation in das Unvermeidliche zu ergeben. Auch Patroklus ist gefallen, und war herrlicher als Du!"

Nachdem der Ministerialrath soweit gelesen hatte, nahm ihm die Excellenz das Blatt ab und sprach:

„Es sind das wuchtige Worte, und über die Richtigkeit der Bemerkungen werden wir, fürchte ich, noch besonders belehrt werden durch die kommenden

Ereignisse. Der Verfasser verfügt nicht blos über den Ausdruck, sondern er durchschaut die Verhältnisse. Ich finde bei ihm politischen Blick und Verständniß, wie es mir selten begegnete. Sehen Sie, was er da über die Presse sagt, hier das Verfahren Altmüllers und dessen Früchte schildert, wie er die Tactik der sittlich-ernsten Fortschrittsmänner bloslegt, die Liebhabereien des Königs berührt, und in drastischer Weise den Zerfall der Parteien darstellt. Hören Sie doch:

„Die Mißgriffe während der schleswig-holsteinischen Be-
„wegung fingen an, nachzuwirken; die alte treue Garde in der
„Kammer war zersprengt und durch eigne Schuld machtlos,
„die große ministerielle Partei hatte sich zerklüftet; die große
„Masse in der Kammer erschien jetzt als irreguläre Truppe,
„parlamentarische Baschi-Bozuks, die von der Hand zum Mund
„lebten, und wo jeder auf eigne Faust Heldenthaten verrichten
„wollte. So kam es, daß die kleine aber wohlorganisirte
„Fortschrittspartei fast auf allen Punkten siegte, wie die mace-
„donische Phalanx."

Und nun kommt er auf deren Treiben, und hier — hier gibt er mir selbst Eines ab, ob verdientermaßen, laß ich dahin gestellt. Den Schluß jedoch möcht' ich aus Ihrem Munde hören, Herr Ministerialrath."

Und damit übergab die Excellenz das Blatt wieder dem vortragenden Rathe Herrn v. Pletsch, worauf dieser in seiner Weise folgende Sätze ablas:

„Ueberhaupt ist es vielleicht an der Zeit, unserm Selbst„gefühle etwas die Flügel zu beschneiden. Wie kommt es, daß „ein Staat, der mit die tüchtigsten Stämme Deutschlands in „sich vereinigt, troß der großen Fortschritte auf dem Rechts„gebiete, trotz seines entwickelten Verfassungslebens und trotz „so vielem andern, heute politisch und culturlich so wenig „bedeuten will, als es der Fall ist! Es liegt eine Lehre darin „— man möge sie aufsuchen. Allerwärts im Lande fehlt der „frische aufstrebende Trieb und hat bei den eignen Landes„kindern auch auf geistigem Gebiete einer Verdrossenheit Platz „gemacht, die auf jede Aufmunterung verzichtet und nur noch „— auf Aenderung im allgemeinen hofft. Diesem Staats„getriebe fehlt der geistige Nerv, der belebt und ermuntert. „Erkenntniß dürfte vor Allem Noth thun, und diese würde „lehren, daß etwas faul im Staate ist, vielleicht sogar Vieles! „Ich maße mir nicht an, den Sitz der Krankheit hier blos„legen zu wollen, — als ein stümperhafter Dilletant in der „staatlichen Anatomie bleibt mir nur übrig, da und dort mit „dem Seccirmesser einen leichten Schnitt zu versuchen. Es ist „dabei nicht zu viel gewagt, denn ich glaube nicht, daß man „so leicht einen Fehlschnitt thun kann, um auf Beweise für jenen „Satz zu stoßen."

Ministerialrath v. Pletsch ließ das Blatt in der Hand sinken. Die letzten Sätze hatte er immer langsamer und mit gleichsam erlöschender Stimme gelesen, als sei er — vor Erstaunen über solche kühne Behauptung — unfähig zu erkennen, was der Verfasser eigentlich wolle. Dann sagte er, das Blatt wegschiebend.

„Ein Mediziner — ein stümperhafter, wie er sich

selbst nennt — und will in der Politik mitthun! hä, hä, hä!"

„Lieber Herr Ministerialrath," fing jetzt die Excellenz an und berührte leise den Arm des Angeredeten, „denken Sie einmal nicht weiter dem Verfasser nach, sondern lesen Sie die Schlußsätze des Artikels mehrmals mit Aufmerksamkeit, bis Sie die Lehre gefunden haben, welche der Verfasser zu suchen anräth. Und dann, lieber Herr v. Pletsch, sind wir wohl Beide vorbereitet, mehr darüber zu reden."

Der Angesprochene fand im Tone der Worte etwas, das ihn betroffen machte. Er lachte jetzt nicht mehr, sondern erwiderte ernst und fragend den sonderbaren Blick, den ihm sein College Pimpler zuwarf, während dieser „Ja, das sag' ich auch!" auf den Lippen hatte. Indeß hatte sich der Minister an den Geheimerath v. Rixner gewandt:

„Sind Sie, Herr Geheimerath, wirklich noch im Zweifel, wer den Artikel geschrieben haben könnte?"

„Immer noch, Excellenz!" erwiderte dieser, indem er in seiner Weise mit der schmalen Hand über Bart und Kinn fuhr. „Uebrigens sagt der Intendant Jensen nicht Nein, wenn man ihn als Verfasser bezeichnet!"

„Er wird doch nicht wagen, Ja! zu sagen!“ rief jetzt die Excellenz. „Jensen hat ihn sicherlich nicht geschrieben.“

Der Minister schien seine bestimmten Vermuthungen zu haben und verließ den Lesesaal, wenig erbaut von dem wirklichen oder erheuchelten Stumpfsinn seiner Beamten. Herr v. Keller war unruhig. Es drängte sich ihm mit unabweisbarer Gewalt auf, daß keine Zeit mehr versäumt werden dürfe, um das Werk zu beginnen, auf dessen Nothwendigkeit er dereinst im Hause der Frau v. Luckner aufmerksam geworden. Es war seitdem schon eine geraume Zeit verflossen und was hatte er für den Zweck gethan? Das Jahr war mit den Arbeiten und Kämpfen im Landtag, mit dem Widerstand gegen die Anmaßungen der Bischöfe und anderer Bestrebungen verflossen, worüber die Hauptaufgabe, welche er sich gesetzt, in den Hintergrund getreten war, wenn auch nicht so sehr, als die Erscheinung der Frau v. Luckner selbst, welche seit der Vermählung und dem Tode ihrer Tochter eine undurchdringliche Zurückgezogenheit bewahrt und diese zu einer völligen Clausur ausgebildet hatte. Die Unruhe trieb den Minister nach der Büreauzeit auf die Straße, von dieser in den

Kunstverein, wo er Zerstreuung suchte und die Barone Prözel und Buchberg fand, welche sich bei seinem Erscheinen rasch näherten. Auch sie sprachen über den Artikel, über die Lage, aber mit jener faden Bedenklichkeit, die sich auf ein Achselzucken beschränkt und mit jener dummdreisten Manier, die sich innerlich gratulirt, daß man gerüstet sei, jedenfalls von den Ereignissen für sich zu profitiren, mag es nun gehen, wie es wolle. Bei ihnen drehte sich Alles um den Courszettel. Arg angewidert von dem Geplauder und Gebahren der Beiden, hörte Herr v. Keller nur noch scheinbar, was man ihm unter wichtigen Mienen mittheilte und ließ seine Augen durch den großen Saal streifen, wo sich die Beschauer vor den ausgestellten Bildern umhertrieben.

Plötzlich durchzuckte es die feste, untersetzte Gestalt des Ministers und mit einem Blicke der Spannung und Ueberraschung sah er nach einem einzelnen Herrn, der in stummer Betrachtung vor einem vielbesprochenen Bilde des Malers Werner stand. Herr v. Keller sprach nur noch einige entschuldigende Worte zu den beiden Baronen und näherte sich dem Herrn vor dem Bilde, scheinbar um dasselbe ebenfalls zu betrachten, im Grunde jedoch, um beim ersten Auf-

blick seines Nachbarn demselben durch eine Verbeugung kund zu geben, daß er ihn erkannt habe und dadurch eine Annäherung herbeizuführen, was ihm denn auch gelang, da er die feste Absicht hatte, sich die Gelegenheit nicht entschlüpfen zu lassen. Nachdem man sich begrüßt und der Minister an Ort und Moment erinnert hatte, wo man sich zum ersten Male gesehen und gesprochen, nachdem man dann einige anerkennende Worte über das Werner'sche Bild gewechselt hatte, war das Gespräch bald auf Politik geleitet, worauf die Beiden ohne Verabredung das Kunstlokal verließen und den offenen Säulengang vor demselben auf und ab wandelten. In Mantel und Paletot gingen die Leute vorüber, denn man hatte schon die zweite Hälfte des November. Der Minister hatte viele Grüße zu erwidern, aber er that es nur mechanisch. Denn mit großer Aufmerksamkeit hörte er auf die Darlegung seines Begleiters, bis er diesem einen forschenden Blick zuwarf und ihn dann mit den Worten unterbrach:

„Ihre Ansichten stimmen zu sehr mit den Aufstellungen eines Artikels im General-Anzeiger überein, als daß ich nicht fragen möchte, ob Sie ihn gelesen."

„Ich habe ihn noch nicht gelesen,“ war die etwas stockende Antwort.

„Noch nicht?“ fragte der Minister zurück. „Dann muß ich annehmen, daß Sie ihn sogar geschrieben.“

„Excellenz,“ lautete nach einer kleinen Pause die Antwort, „ich glaube doch nicht, der Einzige im Lande zu sein, der solche Anschauungen hegt und zu solchen Schlüssen kommt?“

„Das will ich auch nicht behauptet haben. Nicht sowohl der Inhalt, als die Darstellung hat mir — ich gestehe es Ihnen offen — die Vermuthung beigebracht, daß Sie der Verfasser seien.“

„Ich sehe nicht ein,“ erfolgte jetzt als Antwort, „warum ich mein Thun und Denken verläugnen soll und bin gewohnt, offen für das einzustehen, was ich geschrieben. Gut denn, Excellenz, wenn der Artikel über die politische Lage unseres Landes gemeint ist, so bin ich der Verfasser und es wird Sie diese Erklärung kaum mehr überraschen.“

„Gewiß nicht. Doctor Herbert's Pessimismus ist mir schon seit geraumer Zeit kein Geheimniß mehr,“ erwiderte Herr v. Keller. „Sie haben also alle Hoffnungen auf die Mittelstaaten für Deutsch-

land aufgegeben, erwarten nichts mehr von denselben."

„Excellenz, ich bin gewiß," erwiderte Herbert, „daß es Ihnen eben so wenig ein Geheimniß ist, wie sehr die öffentliche Meinung darin mit mir übereinstimmt. Nachdem man am Wollen der Mittelstaaten verzweifeln gelernt, zweifelt man auch schon lange an ihrem Können. Kam zur Neugestaltung Deutschlands ein Vorschlag von Preußen, Oesterreich oder aus dem Volke, so schüttelten die mittelstaatlichen Häupter ein Non possumus vor die harrende Nation, und dies so lange, bis man an dieses Non possumus so fest und allgemein glaubte, wie eben jetzt."

„Und dennoch werden Sie mir beistimmen, daß auch jetzt noch ein Wort zu Gebote steht, das wir gebrauchen könnten und — Herr Doctor Herbert, ich spreche im Ernst — gebrauchen wollen, um alles Verlorne wieder zurückzugewinnen."

„Excellenz, ich kenne das Zauberwort nicht!"

„Das Zauberwort lautet: deutsches Parlament!"

Herbert lächelte, indem er sagte:

„Zu spät, Excellenz, viel zu spät, die Wirkung wäre jetzt nur noch — wollen Sie das Wort entschuldigen — eine lächerliche."

„Glauben Sie?“ fuhr der Minister auf. „Wir hätten also keinen Einfluß mehr auf Deutschlands Schicksal, wir sollen gänzlich resigniren.“

„Wir haben schon resignirt, Excellenz. Wir haben uns nur noch mit uns zu beschäftigen und mir will scheinen, daß gar viel zu thun wäre, um nur einigermaßen würdig die Katastrophe zu bestehen, die unabwendbar über uns hereinbricht.“

„Ich verstehe Sie,“ versetzte der Minister in anderem Tone, der seine wahren Empfindungen und Gedanken mehr versinnlichte. Eine Wolke düsterer Sorge ging über sein breites, verständiges Antlitz, — ja, es schien ihn ein leichter Schauer zu durchrieseln, als er mit einem ernsten Seufzer begann: „Um des Himmels willen, nur jetzt keinen Krieg! Wir haben ohnehin Tag und Nacht dafür zu sorgen, daß nicht Alles aus Rand und Band gehe. Glauben Sie mir, Doctor Herbert, ich verkenne nicht, in welche heillose Zustände wir hinein gerathen sind. Die Zuchtlosigkeit der kleinen Presse ist nur der Spiegel der Verhältnisse. Und wie sollen wir der entfesselten Elemente Herr werden, wenn man wirklich ihn, in dessen Namen wir regieren, dazu gebracht hätte, gegen uns zu conspiriren! Lesen Sie die Raubpresse: Fortschritt-

ler und Brunnoniten verkünden es unverholen und ohne dementirt zu werden, daß „ihr Freund“ nichts von den Ministern wissen wolle. Und nun hetzt uns noch Altmüller's gekränkte Eitelkeit eine ganze Meute auf den Hals, während wir mitten im Gewirre allein stehen. Denn die Kammern, Sie wissen es ja selbst, sind eine gar unverlässige Stütze. O, mein lieber Herr, die Ministerfauteuils sind nicht weich, sondern, glauben Sie mir, hart, sehr hart. Leicht ist gesagt: Dann geht! Gewissenlosigkeit und Bequemlichkeit würde dem Rathe folgen, statt in den Pflichten desto entschiedener auszuharren, je beschwerlicher sie werden. Zum Gehen gehört jetzt kein Muth.“

„Ich glaube nicht,“ bemerkte Herbert, „daß es geschehen dürfe. Ein Fortschrittsministerium — ich weiß nur nicht, wie es bilden, non ex quovis ligno fit Mercurius — ein Fortschrittsministerium würde die Konfusion vollenden und nach vier Wochen dem Ultramontanismus weichen, für dessen Kräftigung die Fortschrittler mit einem Eifer wirken, der einer besseren Sache würdig wäre. Diesen Leuten werden einmal die Augen wieder zu spät aufgehen. Inzwischen gefallen sie sich in ächt jesuitischen Kniffen und benutzen den waltenden Scandal, um die öffentliche

Aufmerksamkeit abzulenken, denn auch der Fortschritt hat einen Rückzug aus Schleswig-Holstein zu decken."

„Sie mögen Recht haben," erwiderte Herr v. Keller jetzt zustimmend. „Einstweilen unterwühlt man den Boden, auf dem wir wirken sollen. Und dennoch muß es versucht werden, — wir müssen auch hier feststehen lernen und pflanzen und bauen, so gut es geht. Am durchgreifenden Willen fehlt es nicht, aber die neue Pflanzung bedarf treuer Hege und Pflege. Ohne die Mitwirkung der besseren Elemente im Lande, ohne Theilnahme der Vaterlandsfreunde werden wir nichts ausrichten. Noch immer betrachte ich es als meine Hauptaufgabe, die dem staatlichen Interesse entfremdeten Gemüther wieder für dasselbe zu gewinnen und so dieser gefährlichen Verdrossenheit entgegenzuwirken, der gerade Jene verfallen sind, welche am wärmsten für das Land und seine Ehre empfinden. Weg mit allen Unverläßigen, weg mit allem Faulen und Abgestorbenen! — Kommt der Sturm über den Wald, soll er wenigstens auf gesundes Holz stoßen. Und dessen bin ich überzeugt, — auch auf des Königs Herz, — bildsam wie Wachs — läßt sich noch in dieser Richtung wirken. Er hat Sinn für das Gute, Edle, für das Hohe. Jetzt

blendet ihn noch der Schein und Schimmer; ich hoffe noch immer, er werde bald am Wesen Freude gewinnen und in der Uebung seiner Pflichten das Höchste finden. Denn dies ist das Höchste und Sie, bester Herr Doctor, werden nicht widersprechen, daß es für Jeden Pflichten gebe, auch — für Sie."

„Ich stimme vielmehr von ganzem Herzen bei," entgegnete Herbert auf diesen Ueberfall, gegen welchen er jedoch wohl vorbereitet war. „Meine Pflichten gebieten mir, dem politischen Getriebe fern zu bleiben, und schon eine öffentliche Beleuchtung der Zustände, zu welcher man sich jetzt gedrungen fühlt, ist eine Verletzung meiner Pflichten."

„Warum?"

„Weil sie mich von denselben abzieht, Excellenz."

Der Minister schien erst nachdenken zu müssen, um zu verstehen, dann aber sprach er:

„Sie werden hoffentlich bald anders darüber denken und ich Gelegenheit finden, Sie eines Bessern zu überzeugen; denn ich gestehe es Ihnen offen — mir liegt daran, sehr daran, Sie zum Freunde zu haben."

„Vielmehr — selbstverständlich — meine Feder," antwortete Herbert langsam und mit einem Lächeln.

„Kopf, Herz und Hand, ja, auch Ihre Feder, ich leugne es nicht, den ganzen Mann!" erwiderte der Minister.

„Alle Drei und meine Feder dazu, Excellenz, brauche ich für mich und die Meinigen so sehr, daß ich dafür Sorge tragen muß, sie stets und einzig als mein eigen zu betrachten. Meine Lebenserfahrungen haben mir diesen Egoismus gepredigt. Ich habe allerdings noch Pflichten außer jenen gegen meine Familie, — Pflichten gegen das große Vaterland, ewige Pflichten gegen Deutschland, von denen uns nichts entbinden, nichts lösen kann, — aber ich fühle mich aller und jeder Pflicht gegen diesen Einzelstaat entbunden, der mir nichts war, als eine Stätte des Leidens und Duldens, und der für die Zukunft leicht wieder sein dürfte, was er schon war: ein Hinderniß für die nationale Entwicklung Deutschlands. Wenn dennoch immer wieder die alte Anhänglichkeit an diesen Staat, zufällig mein engeres Vaterland, in mir aufflammt und sich äußert, so muß ich dieses Gefühl noch völlig unterdrücken lernen, um mit Gleichgültigkeit auf die Auflösung des Einzelnen schauen zu können, wenn sich das Ganze hebt und stärkt. Die Existenz dieses Einzelstaates — das werden Sie mir

doch zugeben und unsere Staatsmänner und Fürsten haben uns ja selbst die Ueberzeugung beizubringen gewußt — die Existenz dieses Einzelstaates ist keine nationale Nothwendigkeit mehr — bis uns bewiesen wird, daß sie eine werden könnte."

„Wie gelänge das?" fragte Herr v. Keller.

„Es ist eine Aufgabe, die Zeit bedarf," antwortete Herbert.

„Und wodurch würde sie erreicht?"

„Dadurch, daß der Einzelstaat die ihm innewohnenden Kräfte hegt, pflegt, zur gedeihlichen Wirksamkeit bringt und nutzbringend macht für sich und das Ganze."

„Und wenn wir uns das als Zweck unseres Wirkens vornähmen und mit allem Ernst an die Aufgabe gingen: würden wir dabei auf Ihre Unterstützung zählen dürfen?"

„Kein rechtschaffener Mann wird redlichem Bestreben seine Theilnahme versagen können!"

„Gut," sprach der Minister. „Vielleicht kann ich Sie bald überzeugen, daß unser Streben Ihrer passiven Theilnahme würdig, Ihrer activen aber bedürftig sei. Mein Entschluß ist ein so ernster, als

er nur der eines Mannes, der weiß, was er will und muß, sein kann."

Damit endete die Unterredung und die Excellenz verabschiedete sich, um zu den Amtsgeschäften zurückzukehren, während Herbert heimwärts schritt.

Es war an dem Nachmittage, welcher dem Haberfeldtreiben auf der Sonnenreut voranging. —

Zweites Capitel.

Enthält einen Nachtrag zu dem Haberfeldtreiben des dritten Bandes.

Einige Tage flossen hin und die Tageblätter der Hauptstadt brachten die Nachricht, daß an der Fallach wieder ein großes Haberfeldtreiben stattgefunden habe. Von den nächtlichen Vehmgenossen sei während der Dauer desselben auch diesmal nichts beschädigt worden. Nur habe der Meßmer, als er Sturm läuten wollte, die Glockenstränge abgeschnitten gefunden, wofür jedoch an den Pfarrer von Sonching ein entschuldigendes Schreiben mit vier Thalern Einlage von „Kaiser Karl's Leuten aus dem Untersberg" eingelaufen sei. Das Treiben selbst sei ohne Störung verlaufen, da den Bauernpatrouillen auf Amtsbefehl blind geladene Gewehre und Laternen zur Bewaffnung gegeben worden seien, mit welchen gegen die scharfschießenden Haberer nichts aus-

zurichten war. Dagegen habe nach Beendigung des Treibens im Fallachgrunde ein blutiger Zusammenstoß zwischen einem heimkehrenden Trupp Haberer und einer vom Assessor zu Griesbach geführten Streifwache stattgefunden, worüber jedoch noch nähere Nachrichten fehlen; gerüchtsweise verlaute nur, daß an dem Rencontre auch ein Gutsbesitzer jener Gegend betheiligt gewesen sei, dem das Haberfeldtreiben jener Nacht hauptsächlich gegolten, da er schon längst der geheimnißvollen Volksvehme, wegen noch nicht völlig aufgeklärter Vorgänge, verfallen war; ferner spreche man von Gefallenen, Verwundeten und Gefangenen, müsse jedoch näheren Bericht abwarten.

Diese Nachrichten, selbst wenn sie übertrieben waren, mußten Herbert in Unruhe versetzen. Die Sorge um Wildhoff steigerte sich so sehr, daß er rasch entschlossen war, die Eisenbahn zu benutzen, um sich so schnell als möglich an Ort und Stelle nach des Freundes Befinden erkundigen zu können. Dieser Ausflug hätte ihn zwar in mehrfacher Hinsicht belästigt. Aber nicht dies bestimmte ihn, noch zuzuwarten, sondern die Ueberlegung, wie unwahrscheinlich doch gerade Wildhoff, der sich ihm als beredter Vertheidiger und Freund dieses volksthümlichen Rüge-

rechts erwiesen hatte und wohl auch den Haberern als solcher bekannt sein mußte, unter jenem Gutsbesitzer zu verstehen sei. Jedoch war seine Besorgniß damit noch nicht völlig beschwichtigt; sie kehrte immer wieder zurück, während er an seinem Schreibtische vergeblich bemüht war, seine Gedanken für die Arbeit zu sammeln, die er eben unter der Feder hatte. Der trübe Novembertag gab dem Zimmer nur spärliches Licht, das schon unmittelbar hinter dem Schreibtische eher der düsteren Dämmerung, als der Tageshelle glich, obgleich es noch frühe am Nachmittage war, als Herbert noch immer bei sich überlegte, ob es recht gewesen, die Abfahrtsstunde des Zugs zu verpassen.

Da ward ihm angekündigt, daß ihn Jemand sprechen wolle. Er fragte, ob es der Sozusagen sei, der seit jener Carnevalszeit kein seltener Gast im Hause war, da er öfter gekommen, um sich Bücher zum Lesen zu holen. Es wurde jedoch verneint mit der Bemerkung, daß es ein oberländischer Bauer sei. Ohne zu wissen, wie er zu solchem Besuche komme, war Herbert's Spannung erregt, und er sagte, man möge den Mann nur gleich herein lassen. Gleich darauf trat denn auch eine hochländische Gestalt in

die Dämmerung des Zimmers — in der Lodenjoppe, mit bloßen Knieen, das Spitzhütchen in der Hand drehend.

„Grüß Gott!"

„Grüß Gott auch!" erwiderte Herbert in der Weise des Landes. Noch wußte er nicht, wen er vor sich hatte, obgleich ihm die Stimme nicht unbekannt däuchte; das Dämmerlicht im Zimmer ließ ihn die Züge des Besuchs nicht erkennen. Freundlich fragte er:

„Was wollt's denn, Landsmann?"

„Kennen's mich denn nimmer?" fragte jetzt der Hochländer, wieder einige Schritte vortretend. „Habt's denn vergessen, wie der Jaga-Nazi —"

„Ah, Du bist's!" rief Herbert freudig überrascht, indem er ihm die Hand entgegenstreckte, die der Bursche auch derb schüttelte, indem er sagte:

„Freili bin i's, der Bernecker Hanns!"

„Na, Hanns, so setz' Dich nur gleich her neben mich auf den Divan und erzähle mir, was Dich zu mir führt," sprach Herbert.

Hanns setzte sich, war aber sehr betroffen, so tief einzusinken, daß er Mühe hatte, wieder auf die Beine zu kommen. Er sprang auf und wählte sich

einen derben Sessel mit geflochtenem Sitze, der ihm sicherer däuchte.

„Nun," fragte Herbert, der nicht bemerkt hatte, was den Burschen zur Aenderung seines Platzes bewogen, „warum bleibst Du nicht neben mir sitzen?"

„I trau' nit. I fürcht', i brich' durch," antwortete Hanns.

„Gut, wie Du willst. Und nun, was bringst Du Gutes aus den Hochlanden?"

„Nix Gutes," war die finstere Antwort.

„Nicht?" rief Herbert entgegen. „Hoffentlich doch auch nichts Schlimmes?"

Der Bursche saß jetzt da und starrte schweigend auf einen Punkt vor sich hin zu Boden, offenbar überlegend, wie er es beginnen solle, von seinem Herzen zu wälzen, was auf demselben lastete. Herbert bemerkte dies wohl, — seine Unruhe steigerte sich, doch nahm er sich zusammen, indem er scheinbar ruhig fragte:

„Hängt Dein Kommen mit dem Haberfeldtreiben zusammen?"

Hanns nickte mit trüber Miene, indem er fort und fort verlegen sein Hütchen in den Händchen drehte.

„Und wo wurde denn getrieben?“ fragte Herbert weiter.

„Zu Sonching und auf der —“

„Sonnenreut,“ ergänzte Herbert mit pochendem Herzen.

Wieder nickte Hanns, während Herbert weiter fragte:

„Und Du hast es nicht verhindern können, daß man der Lisi solch' ein Leid anthat?“

„I hon ja am ärgsten mitthan!“ schrie jetzt der Hanns auf mit einer finsteren, leidenschaftlich bewegten Miene, indem er in seiner Erregung alle Vorsicht vergaß.

„So!“ erwiderte Herbert ironisch. „Da hast Du nun etwas Rühmliches geleistet! Meinst Du nicht selber?“

„Je nachdem!“ versetzte Hanns noch immer wild erregt. „Kann sein, kann sein nit ah. Aber hören's, der Baumeister, der Herr Wildhoff, wann Sie ihn kennen, — is derselbige wirklich ein guter Freund von Ihnen g'wesen?“

„Was ist's mit ihm?“ fuhr jetzt Herbert besorgt auf. „Hanns, es ist mir ein lieber Freund. Was ist ihm widerfahren? Heraus damit!“

Trotz seiner hastigen und dringlichen Fragen mußte jedoch Herbert noch ziemlich lange warten, bis er über die letzten Schicksale Wildhoff's unterrichtet wurde. Seine Geduld wurde durch den verworrenen und langwierigen Bericht des Hanns sehr auf die Probe gestellt, seine leidenschaftliche Aufregung gab sich aber in mehr als einem Ausruf kund. Was ihm Hanns mittheilen konnte, ist dem Leser zum Theil bereits bekannt. Demselben wäre mit dem verworrenen Berichte des Oberländer Hanns wenig gedient und so sei zur klaren Ueberschau der Ereignisse an den Moment angeknüpft, wo in jener Novembernacht auf einen schrillen Pfiff des ersten Haberfeldmeisters das Licht auf dem Scheibenbühl erlosch und die Vermummten im Dunkel und Nebel der Nacht nach allen Seiten auseinanderstoben, um unbemerkt in die Heimath zu entweichen.

Wußten doch die Haberer, daß es von Amtswegen nicht sowohl darauf abgesehen war, ihr nächtliches Unternehmen zu stören, wozu man nicht hinlänglich vorbereitet gewesen, als einzelne Haberfeldtreiber auch auf der Heimkehr vom Schauplatze des nächtlichen Unfugs abzufangen. Zwar die Bauernpatrouillen fürchteten sie auch jetzt nicht sehr, obgleich

dieselben nicht ohne Muth bis an den ersten Vorpostenring gedrungen waren und dort erst durch ernstgemeinte Drohung der Haberer von weiterem Vordringen abgehalten wurden, worauf sie sich darauf beschränkten, den geschlossenen Kreis der vermummten Vehmgenossen zu umschwärmen und einzelne derselben zu fangen, wenn sie sich fangen lassen wollten. Zu diesem Behufe waren sie nicht blos mit blindgeladenen Gewehren, sondern auch mit Laternen bewaffnet, um sich so weit als möglich kenntlich zu machen und die Haberer zu beleuchten, sobald man sie fände. Von dieser Seite drohte somit nicht allzu große Gefahr. Dagegen war es den Haberern nicht unbekannt geblieben — wie sie überhaupt über die Maßregeln der Griesbacher Behörden genauen Bescheid wußten — daß der „schneidige" Herr Assessor in eigener Person sich gegen sie aufgemacht habe und Willens war, mit rücksichtsloser Energie gegen die nächtlichen Ruhestörer vorzugehen. Wo der Autorität der Behörden Entschiedenheit zu Gebote steht, darf sie sich schon zum Voraus eines Erfolgs versichert halten und wenigstens des Respekts gewiß sein, mit welchem gerade bei einer streitbaren und vor Gewaltthaten nicht zurückschreckenden Bevölkerung am

meisten, ja wohl schon Alles gewonnen ist. So gelüstete es denn auch bei den Haberern eben Keinen, der Streifwache des Assessors zu begegnen.

Die Genossen des westlichen Corps suchten, in einzelne kleine Trupps aufgelöst, mit größter Heimlichkeit und Eile den Fallachgrund, dessen schluchtenreiche Verzweigungen und verborgene Waldpfade zu gewinnen. So kam ein Haufen Vermummter an den hohen Rand des Stromthals. Einer glitt hinter dem Anderen auf einer steil abschüssigen, kaum bemerkbaren Pfadspur hinunter, um auf einen Brückensteg zu gelangen, der auf eingerammten mächtigen Balken die beiden Ufer des reißenden Alpenwassers verband, welches hier zwischen der steilen Kalkwand des rechten und dem dichten Gebüsch des linken Ufers hinschoß. Sie hatten bald den Strom überschritten und schlugen sich mit demselben düsteren Schweigen, das seither auf ihrem Heimzuge gewaltet, in das Buschwerk — die Hüte tief in's Gesicht gedrückt, Einer in des Anderen Fußtapfen tretend, wie ein Haufen Indianer auf nächtlichem Kriegspfade. Alle waren mit Stutzen bewaffnet. Voraus schritt eine auffallend lange Gestalt, der eine andere von schönerem Ebenmaß folgte; eine Linie von acht oder neun

Vermummten schloß sich an, alle im tiefsten Schweigen. Man hörte nichts, als das laute Rauschen und Brausen der Fallach in dieser nachmitternächtigen Stunde. Endlich unterbrach der lange Geselle an der Spitze die tiefe Stille, indem er sich flüsternd nach seinem Hintermann umdrehte, der einigemal unbewußt laut aufgestöhnt hatte:

„Willst' was?"

„I nit!" war die Antwort, welche aus gepreßtem Herzen kam. „Willst Du was, Hies?"

„Mir schwant was, Hanns!" sagte der Lange leise.

„Was schwant Dir denn?"

„Daß wir nit ung'rupft durchkommen."

„Z'meinetwegen."

„Z'meinetwegen auch, Hanns. Wann's doch ein Unglück werden soll, mag's gleich kommen," meinte der Lange, gleichmüthig vorangehend.

„Warum, Hies, soll das Unglück noch kommen? I dächt', 's wär' schon dag'wes'n."

„O, Dich kränkt's weg'n der Lisi," höhnte der lange Hies, verfiel aber dann wieder in seinen trüben, ahnungsvollen Ton, indem er flüsternd fortfuhr: „Hanns, hast nix g'merkt?"

„Was soll i denn g'merkt haben?"

„Einer war wieder z' viel da!"

„Wer denn?"

„Der Schwarz'."

„Vom Schwarzenberg?"

„Nein, der aus der Höllen!"

„So, der Muxl!" sagte der Hanns schaudernd, während der Trupp eben durch ein feuchtes Gehölz strich. Der lange Hies aber fuhr fort:

„Mir is, als hätt' Einer mit mir bei der Verlesung zugleich geantwort't."

„Daß der Teufi sein G'spiel in der G'schicht g'habt hat," bemerkte Hanns düster, „sell hon i selber g'spürt!"

Einige Schritte gingen sie nun schweigend dahin. Dann wandte sich der Hies wieder während des Weiterschreitens zu seinem Hintermann, indem er mit einem bedenklichen Blick den ganzen Zug streifte:

„Eins mußt mir noch sagen, Hanns, wer der kloan Kerl dahint'n is und wo herkemma?"

„I woaß nit, Hies! Wird wohl der Unterknecht der Melcherbäuerin sein. Aber sei stat! I hör' was!"

„Was denn?"

„Wirst schon sehen!“ erwiderte Hanns, indem er dem Hies einen Stoß mit der Faust gab, worauf nun alle mit gespitzten Ohren vorsichtig weiter strichen.

Es ist schon früher berichtet, daß nach einer unheimlichen Sage sich stets Einer mehr, als geladen, unter den Haberern befinde, daß derselbe mit einem der Aufgerufenen zugleich „Hier“ antwortet, ferner, daß der Ueberzählige Niemand geringeres, als der Schwarze aus der Hölle selber sei und sein Mitmann in Jahresfrist gewaltsamen Todes sterben müsse. Die Erinnerung an diese Sage hatte sich auch Wildhoff aufgedrängt, als er in jener Nacht vom Pavillon aus der Verlesung zuhörte, welche drüben auf dem Scheibenbühl die Gegenwart jedes der Geladenen feststellen sollte. Eigenthümlich hatte ihn dabei die düstere Romantik dieser Sage berührt und er stellte bei sich die Frage, ob nicht diesem oder jenem der Vermummten auf dem Scheibenbühl das Herz darüber pochen mochte, daß ihn beim Aufrufe das düstere Loos treffen könne, vom Teufel als Namensvetter für die Nacht gewählt zu werden. Wildhoff hatte sich dabei so lebendig hineingedacht, daß er selbst einmal bei der Verlesung ein zweifaches „Hier!“ zu vernehmen glaubte. Rasch

genug hatte ihn jedoch der anhebende Lärm aus dieser Vorstellung gerissen und die schauderhafte Anklage des Haberfeldpasquills sein Herz mit einem fast versteinernden Entsetzen erfüllt. Die Todesgefahr, in welcher er geschwebt, als die Kugel vom Scheibenbühl herüber an seinem Ohre vorbeigepfiffen, war für ihn kein Moment mehr, der Beachtung verdiente. Nicht die Kugeln, welche nachfolgen konnten, auch nicht das fürchterliche Schreien und Lärmen, das vom Scheibenbühl herüberscholl, hatte ihn zum Verlassen des Pavillons bewogen, sondern der trostlose Trieb einer dumpfen Verzweiflung, die kein Lebensziel mehr kannte und nur in völliger Betäubung Heil sah.

Und die Nacht war finster geworden, der Himmel hatte sich völlig in graues Gewölk gehüllt, feuchter Nebel deckte das Feld. Erde und Luft flossen scheinbar zusammen, wie in den ungebornen Tagen, wo der über dem Chaos schwebende Geist das lichtschaffende Wort noch nicht gesprochen hatte. Und während Wildhoff, dem Scheibenbühl und der Sonnenreut den Rücken wendend, in die Finsterniß hineinschritt und der nächtliche Lärm spukhaft durch den Nebel über das Feld hertobte, erschien er sich als

die hülflose Menschenseele, die vorzeitig in eine noch ungestaltete, nur von Dämonen erfüllte Welt gesetzt worden, — gleichsam als Experiment eines erbarmenlosen Schöpferwillens, der erproben wollte, ob dieses Geschöpf mit seinem menschlichen Herzen und Geist schon unter den dämonischen Gewalten einer unfertigen Welt zu leben vermöchte und der sich nun an der Ohnmacht der armen Creatur und an deren vergeblichem Bemühen, sich in diese Schöpfung zu finden, ergötzen konnte.

Als Wildhoff in einem unbeschreiblichen Seelenzustande über das Feld hinschritt, ohne Zweck und ohne Ziel, erscholl vor ihm im Nebel plötzlich eine rauhe Stimme. Doch vernahm er den lauten Anruf nicht, sah auch die Gestalten nicht, die sich da im Nebel regten, gewahrte nicht einmal, daß man bereits Hand an ihn legte. Seine Sinne schienen betäubt worden zu sein unter der Wucht und Last der Anklage, die er vernommen. Erst als ihm eine schwielige Faust derb an's Kinn stieß und sich ihm an den Kragen legte, wozu die vorige rauhe Stimme rief: „Halt'n fest!" erst da kehrte ihm Empfindung und Erkenntniß dessen zurück, was um ihn und mit ihm vorging. Er schaute auf und sah sich in der Gewalt

einiger mit Flinten und Laternen ausgestatteter Bauern, die Miene machten, ihm ihre Gewalt fühlen zu lassen und ihn unsanft hinwegzuzerren. Eine unwillkürliche Regung war es, wenn er nun die derben, schwieligen Fäuste von sich abschüttelte. Erst jetzt fragte er, was man von ihm wolle. Das werde er schon hören, war die Antwort, er müsse mit. Offenbar war er also einer umherstreifenden Bauernpatrouille in die Hände gefallen, die mehr noch durch ihr Gebahren, als durch Worte den Triumph verrieth, eines Haberers habhaft geworden zu sein, bevor noch das „Treiben" beendigt war. Jeder der vier stämmigen Landleute wollte an ihm zum Helden werden und ihn seine Macht fühlen lassen. So unangenehm ihm der Zufall zu anderer Zeit hätte sein können, war dessen geringe Beschwerlichkeit doch jetzt das wirksamste Mittel gegen die Betäubung, in welcher seine Sinne und Gedanken befangen waren, indem sie ihn dem trostlosesten Seelnzustande entrissen, ihn wieder zu sich selbst brachten.

„Alloh!" rief einer der Bauern, zu neuem Angriff ermunternd. „Packt's den Lump'n und laßt's ihn nit wieder los!"

„Liebe Leute," sagte jetzt Wildhoff, „Ihr irrt

euch, wenn ihr einen Haberer in mir zu fangen glaubt, — ich bin keiner."

„Die alten Pfiffe! So sagen sie alle!" meinte der Bauer, während ein zweiter wirklich Zweifel zu hegen schien, daß eine so „herrisch" aussehende Person ein Haberer sein könne. Auf solchen Einwurf kam jedoch die Belehrung: „Wer wird denn so dumm sein und nit wissen, daß die Haberer alle maskerirt sind!"

„Aber, Steffel," warf der Zweifler wieder ein, indem er Wildhoff mit seiner Laterne anleuchtete, — „herrisch is auch sei' Red'."

„Lauter Verstellung Bastel!" bedeutete jetzt der unerschütterliche Steffel. „J wett, wann man fragt, wie er hoaßt, sagt er ein'n falschen Namen, will ebba gar selbiger Herr Baumeister von der Sonnenreut selber sein."

Wildhoff durfte jetzt nur behaupten, daß er der wirklich sei, um auch den Zweifler zu überzeugen, daß er einen Haberer vor sich habe, der frühzeitig entwischen gewollt.

„Hon i's nit g'sagt!" bemerkte im triumphirenden Hochgefühl seiner Klugheit der unerschütterliche Steffel, indem er seinen Kameraden überlegen anblickte. „Hon

i's nit g'sagt, Wastel, daß er der Baumeister sein will! I ho'ns ja g'sagt, i!!"

„Wahr is," gab Wastel kleinlaut zu und war nun der Eifrigste in der Wiederergreifung und Fortschaffung des Gefangenen.

Auf Wildhoff's Gemüthsverfassung konnte diese Scene nur wohlthätig wirken. Wenn auch seine Stimmung noch immer keine tröstliche ward, zertheilte sich doch der dumpfe Seelenschmerz ein wenig, indem die Betäubung und Stumpfheit seiner Sinne wich und dieselben wieder die Fähigkeit zu äußeren Wahrnehmungen erlangten. Wäre er in ungetrübter Laune gewesen, so würde ihn wohl die stolze Freude gerührt haben, mit welcher diese Bauernpatrouille einen Gefangenen machte und besaß, — und er wäre wohl mitgegangen, um ihre Genugthuung nicht zu stören. Jetzt war ihm ziemlich gleichgültig, was ihm widerfuhr. Und als er hörte, man werde ihn dem Herrn Assessor zuführen, der an der Spitze einer Gensdarmeriepatrouille von Griesbach herunter komme, sprach Wildhoff kein Wort mehr gegen seine Fortführung und ließ sich von seiner mannhaften Escorte über das Feld dahin geleiten.

Noch war der Pfiff des ersten Haberfeldmeisters

nicht ertönt, der dem nächtlichen Lärm auf dem Scheibenbühl ein Ende machen sollte, als die siegesstolze Escorte Wildhoff's in der Nähe eines der Dörfer am Hochrande des Fallachgrundes auf eine Streifwache stieß, die nach Anruf und Antwort, als die Patrouille des Herrn Assessors selbst erkannt wurde.

„Gnaden, Herr Assessor," fing der Anführer der Bauernpatrouille an, welche Wildhoff eskortirte, „wir hab'n einen Fang g'macht! Einen von dem Haberg'sindel hab'n wir schon."

„So!" sprach der Assessor und seine hohe Gestalt trat rasch vor, um sich den Gefangenen zu besehen. Das ist ja vortrefflich, ihr Männer! Das lob' ich mir. Nun, und Du?" wandte er sich an den Gefangenen, der in einem grauen, eng anschließenden Jagdkleide mit breitkrämpigem Hute da stand. „Leucht' einmal Einer her, damit wir uns solch' einen Unterberger etwas genauer anschauen!"

„Sie werden allerdings eine seltsame Entdeckung machen, Herr Assessor," sprach jetzt Wildhoff, bei dessen Stimme der Beamte erstaunt zurückfuhr, während die Bauern, seiner Lobsprüche harrend, noch immer voll innerer Genugthuung umher standen.

„Das muß ich sagen!" hub dann der Assessor

an, indem er seinen Hut lüpfend sich durch's Haar strich und die lobenden Aeußerungen, welche ihm schon auf den Lippen schwebten, unterdrückte. „Wie kommen denn Sie in diese Situation?“

„Trauens ihm nit, Gnaden, Herr Assessor!“ sprach jetzt Steffel in unvergleichlich weiser Miene vortretend. „Er ist im Stand und gibt sich auch vor Ihnen für den Herrn Baumeister auf der Sonnenreut aus. Große Schliffel, die Untersberger!“

Der Beamte konnte sich des Lachens nicht enthalten, während er jetzt dem Gefangenen die Hand hinreichte und, den Kopf nach dem verblüfften Bauern kehrend, äußerte:

„Ihr seid doch — ungeheuer kluge Kerls! Schade,“ meinte er dann zu Wildhoff gewendet, „daß dem Amte der einzige Erfolg seiner weisen Anordnungen nicht unter die Augen geführt werden kann.“

Jetzt schien den Bauern doch ein Licht darüber aufzugehen, daß sie ihren Eifer am unrechten Orte angewandt.

„Na, Steffel, hon i's nit g'sagt?“ bemerkte jetzt Bastel, der so lange gezweifelt hatte, ob man einen Haberer erwischt habe, und der jetzt seinen Kameraden bedeutsam und überlegen anblickte. „I hon's ja g'sagt, i!“

„Wahr is," antwortete Steffel kleinlaut, kratzte sich hinter den Ohren und schlich sich aus dem lachenden Kreise.

Die Streifwache, welche der Herr Assessor persönlich führte, bestand aus mehreren Gensdarmen, die mit ihrem Brigadier vor Eifer brannten, sich noch an den Haberern zu erproben. Nachdem der Assessor einen Augenblick lang mit Wildhoff die Lage der Dinge besprochen hatte, machte er ihm folgenden Vorschlag:

„Wenn Sie die etwa sich ergebenden Gefahren und Beschwerlichkeiten nicht scheuen, so schließen sie sich uns an. Meine Streifwache führt durch den Fallachgrund abwärts, der Umweg zur Sonnenreut ist nicht zu groß."

Wildhoff ging gerne darauf ein und stieg bald nachher mit den entschlossenen Männern in den waldigen Mühlengrund hinunter, der von der Fallach durchrollt wird. Er war nicht eben in der Stimmung, einem Zusammenstoß mit den Haberern aus dem Wege zu gehen, und schritt nun an der Seite des mannhaften Assessors dahin, entschlossen jede Gefahr mit seinen Genossen zu bestehen und den Kampf mit den Haberern, sobald er sich ergebe, rücksichtslos aufzu=

nehmen. Der Nebel und die Finsterniß der Nacht deckten das Thal, als sie nun zwischen den Mühlen hinschleichend ein scharfes Auge auf alle Flußübergänge hatten. So war die kleine Truppe schon bis unterhalb der Gottesau vorgedrungen, ohne die mindeste verdächtige Begegnung, ja ohne irgend welche Bewegung zu bemerken, welche ihre Aufmerksamkeit hätte dauernd in Anspruch nehmen können.

Es war schon eine gute Stunde nach Mitternacht. Das Firmament verbarg sich hinter dem Nebel, der tief in den Grund herunterhing, als ob er kaum von den Fichten getragen werden könne, welche ihre Wedel gegen denselben hoben. Die Dunkelheit der Nacht ward aber auch durch die Enge der Thalschlucht gefördert, welche sich hier als schmales Defilée um den Fuß des Schwalbenbergs windet. Rechts rollt der Fluß mit dumpfem Rauschen und unheimlichem Glucksen an hohen Felswänden hin; auch links steigt der Thalhang felsicht auf, wird aber durch überhängende Fichten noch mehr verdüstert; der Thalgrund selbst deckt dorten das Gehölz und Buschwerk, durch welches ein Pfad in gleicher Richtung mit dem Fahrwege dahin zieht.

Auf diesem wand sich nun die kleine Truppe des

Assessors unter den Bäumen hinhorchend, in lautlosem Schweigen, als man plötzlich auf ein nahendes Geräusch aufmerksam wurde, das verdächtig schien. Wieder horchte man — es war keine Täuschung. Der Assessor winkte seinen Leuten stumm, daß sie ihm folgen sollten, und glitt dann schräg über das Thal gegen den Fahrweg. Hier erblickte er eine Linie von etwa zehn bis zwölf Burschen, welche, die Hüte tief in die Stirnen gedrückt, alle mit Stutzen bewaffnet waren. Stumm, vorsichtig kamen dieselben daher, einer hinter dem andern, wie es die durch Urwald und Prairie scheichende Indianer gewohnt sind. Es waren ihrer mehr, als die kleine Schaar des Assessors, diese aber dennoch zum Angriff entschlossen, und selbst Wildhoff von der Spannung des Moments so ergriffen und ohnehin in der erbittertsten Stimmung gegen die Haberer, daß er die Mahnung des mannhaften Assessors, sich jetzt etwas zurück zu ziehen, mit Ernst von sich abwies.

Wie der Jäger auf das Wild bürschte sich nun der Assessor mit seinen Leuten auf die Daherschreitenden zu. Diese waren jetzt selbst aufmerksam geworden und machten plötzlich Front gegen die kleine Streifwache des Assessors.

„Wer da?“ rief jetzt dieser mit lauter, harrscher Stimme die Gestalten an.

Statt aller Antwort hatte einer der Vermummtee im Nu den Stutzen gespannt. Man konnte deutlich das Knacken des Hahns hören. In demselben Momente war aber auch der Assessor schon mit einem Sprung vorwärts, dem langen Burschen an der Spitze des Zugs so nahe, daß er dessen Büchse fassen und festhalten konnte, während weiter hinten aus der Linie der Vermummten ein Schuß fiel. Wildhoff fühlte einen leichten Schmerz am Schenkel. Zugleich schrie es hinter ihm auf:

„Ach Gott, ich bin geschossen!“

Sich umwendend, sah er einen der Gensdarmen wanken und sinken, indem sich derselbe auf einem Knie noch aufrecht zu erhalten suchte. Die Kugel, welche für Wildhoff bestimmt war, jedoch nur sein Kleid durchlöchert und den Muskel leicht gestreift hatte, war dem armen Polizeisoldaten in's Bein gedrungen. Unterdeß waren aber auch schon dessen Kameraden vorwärts gestürmt, während der Schuß für die Vermummten das Signal zu sein schien, sich seitwärts in die Büsche zu schlagen, so daß sie alsbald dem Auge entschwunden waren. Selbst der an der

Spitze des Zugs, welcher zuerst mit dem Stutzen gedroht hatte, ließ seine Waffe in der Hand des Assessors zurück und sprang flüchtig in's Dickicht. Offenbar war seine Drohung nicht so ernst gemeint gewesen, — er hatte mehr schrecken, als schaden gewollt. Und als er erst erkannt hatte, mit welchem Gegner er zusammen gerathen war, mochte sich ihm der Ernst des verhängnißvollen Moments aufgedrängt haben, der ihm bei fortgesetztem Widerstand nicht blos einen Kampf auf Leben und Tod in Aussicht stellte, sondern eine blutige Widersetzlichkeit gegen das Organ des Gesetzes aufnöthigen mußte. Als überdies noch der Brigadier der Gensdarmen dem Assessor zu Hülfe eilte, mochte es der Haberer wohl auf nichts anderes ankommen lassen, als sein Heil in der Flucht zu suchen.

Während nun Wildhoff den stöhnenden Sicherheitswächter stützte und aufzurichten suchte, um ihn nach seiner Wunde zu fragen, hatte der muthige Polizei-Brigadier sein Gewehr, das ihn hier nur hindern konnte, weggeworfen, um an der Spitze seiner Leute den Flüchtigen im Gebüsche nachzusetzen. Nur mit seinem Säbel bewaffnet drang er unerschrocken vor und faßte einen Burschen, der jedoch entschlossen nach

seinem Stutzen langte, um mit einem Schusse sich seines Feindes zu entledigen. Ein Säbelhieb des wackern Polizeisoldaten lähmte dem Vermummten jedoch für den Augenblick den Arm. Der Haberer würde denn auch zweifelsohne jetzt in Gefangenschaft gerathen sein, wenn nicht ein Anderer vorgesprungen wäre, um mit einem kräftigen Kolbenstoß den Brigadier den felsichten Rain hinüber zu schleudern. Wirklich rollte der auch wie ein Wellbaum den Hang hinab. Rasch hatte sich jedoch der Geworfene wieder vom Boden aufgerafft; eben so rasch hatte aber auch der, welcher den Kolbenstoß geführt, den verwundeten Kameraden an der Hand gefaßt, um ihn an der Thalwand empor zu ziehen. Es gelang ihm auch, denselben ungefährdet den steilen Hang empor zu bringen, bis zu einem gangbaren Pfade, der vollends zur Plattform hinanführte.

„So, Kastel, jetzt lauf zu!“

„Gehst nit mit, Hanns?“ fragte der Gerettete, welcher noch immer den Säbelhieb so schmerzlich empfand, daß er mitunter laut aufstöhnte.

„Nein!“ war die kurze Antwort.

„Aber Alle sind abgewischt, auch der Hies!“

„Z' meinetwegen," sprach der Hanns und spannte den Hahn seines Stutzens. „I bleib!"

Es war keine Zeit mehr zu verlieren, — vor ihnen, rechts und links raschelte es im Gebüsch, die beiden konnten jeden Augenblick von den Gensdarmen hier überfallen werden. Hanns drängte und Kastel entschloß sich mit schwerem Herzen zu fliehen und den Kameraden, der ihn gerettet, hier zurück zu lassen.

Jetzt war Hanns allein. Wie der Jäger auf dem Anstande harrte er an seinem Platze, die vertraute Waffe in der Hand, bereit, sie jeden Augenblick zu gebrauchen. Er schaute bald rechts, bald links, wo sich das Rascheln näher vernehmen ließ. In kurzer Zeit aber war es völlig still in dem Waldhange unter ihm. Vorsichtig stieg er jetzt abwärts — dem Fallachgrunde zu, aus welchem noch die Stimmen des Assessors und Brigadiers zu vernehmen waren. Als er wieder etwas weiter hinunter gelangte, hörte er noch eine andere Stimme, die eines seiner Cameraden, der, offenbar als Gefangener, seine Theilnahme an dem Heimzuge aus dem wunderlichsten aller Zufälle, in ganz harmloser Weise zu erklären bemüht war. Schade nur, — der Assessor schien dessen Versicherung, daß er ganz unschuldig und ohne von den Ha-

derern etwas zu wissen, in die Geschichte hinein gekommen sei, nicht den mindesten Glauben zu schenken.

Hanns war den Feinden jetzt so nahe gerückt, daß er den Kopf des Assessors unterscheiden konnte, welcher über das Gesträuch ragte. Und endlich vermochte er auch die Gestalt eines der Gensdarmen zu unterscheiden, der bei Seite getreten war. Aber seine Hand an der Büchse zuckte nicht, — seine Augen hatten ihr Ziel noch nicht gefunden. Er hörte die Anordnung des Assessors zur Fortschaffung des Verwundeten und des Gefangenen, hörte den Beamten dann lauten Abschied von Jemanden nehmen, — und heiß ging es durch seine Adern. Sein Herz pochte, als sich hierauf der Zug des Assessors thalaufwärts bewegte, während ein Einzelner den Pfad einschlug, der am Fluß abwärts an einen Brückensteg und über diesen zum andern Ufer führte. Hanns im Gebüsch hatte nur noch auf diesen letztern Acht. Er erkannte trotz der Nacht die elegante Gestalt im grauen Jagdkleide. Er schlich ihr, wie sonst dem Wild, mit der Büchse in der Hand nach, zitternd vor Haß und Rachgier.

Denn der da so einsam in der düstern Nacht im Gehölze dahin wanderte, war ja der Zerstörer alles

Glückes, das einst Hanns im Vertrauen auf die Liebe Lisi's genossen; dieser Mann war die eigentliche Ursache, daß heute Nacht auch der Geliebten die Schmach des Haberfeldtreibens nicht erspart geblieben, — eine Schmach, die Niemand schwerer und tiefer mitfühlte, als eben Hanns. Die Stelle der „Anrede", welche die Tochter des Sonnenreuters anging, das Jauchzen, Schreien und Toben seiner Kameraden hatte ihm blutig in's Herz geschnitten. Und so erschien es ihm nun, als habe er nicht blos sich, sondern auch sie an dem Manne zu rächen, den das Geschick ihm jetzt in die Hände geführt. Ein leiser Druck mit dem Finger am Hahn, und die gerechte Rache hatte den Schuldigen ereilt, der dort eben den langen Brückensteg über die dumpf rollende Fallach betrat; ein Stoß mit dem Fuße, geringe Nachhülfe mit den Händen, und der angeschwollene Strom verschlang den Leichnam und trug ihn bis zum Morgen weit hinweg in's Unterland hinein, wo er in den Wurzeln der Uferweiden vermodern mochte. Warum war auch dieser Baumeister hergekommen mit den Dienern des Gerichtes. So fand er ja nur den Tod, der ihm bei solchem Unterfangen ohnehin vor Augen stehen mußte.

Und dennoch zögerte Hanns immer noch, —

nicht aus Mitleid, auch nicht aus Furcht vor dem weltlichen oder vor dem ewigen Richter, ebenso wenig aus Scheue vor einer That, welche ihm nur als gerechte Vergeltung erschien. Was ihn vermochte, bis jetzt die erhobene Büchse immer wieder sinken zu lassen, entsprang zum Theil aus dem Uebermaß seines Hasses, zum andern Theil aus einem Gefühl natürlicher Großmuth. Sein Opfer sollte nicht hinweggerafft werden ohne vorhergegangenen Todesschreck, sollte nicht sterben, ohne den Rächer zuvor noch erkannt zu haben. Hanns wollte seinen Feind aber auch nicht aus feigem Hinterhalt als Meuchelmörder tödten, sondern er gedachte ihn erst anzurufen, ihm ins Angesicht zu treten und ihm seine Schuld ins Bewußtsein zurück zu rufen, — ja, er wollte ihm Zeit und Gelegenheit geben, sich wehren zu können. Aber sterben mußte er — so oder so. Und vielleicht war es doch am besten für beide Theile, wenn die Kugel jetzt flog.

Der nächtliche Wanderer hatte den Brückensteg betreten, war schon bis in die Mitte desselben gekommen, blieb dort einen Augenblick stehen und schaute in die volle Fluth des unten wallenden Alpenstroms, dessen Rauschen und Glucksen unheimlich die Stille unterbrach. Trotz der nebeldüstern Nacht hob sich die

Gestalt des einsamen Mannes auf dem Brückensteg ziemlich deutlich vor des Burschen Augen ab, der jetzt langsam den Stutzen hob und dessen Kolben an die Wange legte. Minutenlang verharrte so der auf der Brücke und der Andere im Ufergebüsch. Es waltete noch ungestört das feierliche Schweigen der Nacht über dem wilden Fallachgrunde.

Da trug das Echo an den jenseitigen Felsenwänden einen Schall fort und fort, bis er in der fernen Thalwindung verschwebte.

„Hollah! Halt!" hatte eine laute Stimme über den Strom hin gerufen, daß er das Rauschen des Wassers übertönte.

Wildhoff schrak aus seinem Gedanken auf, mit welchen er in die unten rollende Wellenfluth geschaut. Wer rief da in diesen späten Stunden der Nacht? fragte er sich selbst, ohne Antwort zu finden. Er schickte sich eben zum Weitergehen an, als er eilige Schritte hinter sich auf den Brettern des Brückenstegs hörte, während zugleich dieselbe Stimme wieder in heftigem Tone erhob:

„Halt, sag' i! oder —"

Wildhoff wendete sich um, als er einen bewaffneten Mann über den Brückensteg hereilen sah, griff

er unwillkürlich in die Brusttasche, in welche er beim Weggang von der Sonnenreut den Revolver gesteckt hatte.

„Was gibts?“ fragte Wildhoff. Wer ruft?“

„Das wird sich schon zeig’n!“ erwiderte der Andere, indem er hart an Wildhoff vorüber streifte und sich dann demselben mitten auf dem Brückensteg in den Weg stellte. Der Bursche war im Gesichte geschwärzt, wie trotz der Dunkelheit zu bemerken war. Gestalt und Stimme hatten sich bereits kenntlich gemacht.

„Was soll das? Mach’ Platz!“ sprach jetzt Wildhoff an sich haltend, aber doch befehlend. „Ich will mit dem Bernecker Hanns keinen Streit.“

„Glaub’s gern,“ lachte der Andere wild. „Aber i will Streit!“

„Du?“ fragte Wildhoff gereizt zurück. Ohnehin nicht mild gestimmt, loderte jetzt ein leidenschaftlicher Zorn in ihm auf, indem er sich an die erlittene Schmach des Abends erinnerte, die ihm der mitzugefügt, ja vielleicht veranlaßt hatte, der jetzt herausfordernd vor ihm stand. Am Tage hätte derselbe auch in tiefster Einsamkeit nicht gewagt, ihm so gegenüber zu treten oder ihn auch nur unfreundlich anzu-

blicken. In der Dunkelheit der Nacht aber, wo er nicht unter der Einwirkung von Wildhoffs Blick stand, sah er nicht blos kühn, sondern geradezu herausfordernd zu ihm auf.

„Du?“ wiederholte Wildhoff. Verlaß Dich nicht auf Deinen Stutzen, Bursche, er hindert mich nicht, Dich Höflichkeit zu lehren.“

„Da steht mein Stutzen,“ schrie jetzt Hanns, indem er mit einem Sprung zurück seine Büchse an das Steggeländer lehnte und dann eben so rasch wieder vor Wildhoff mit den Worten sich aufpflanzte: „Was wollt's mi lehren?“

Wildhoff hatte auch schon den Revolver eingesteckt und erwiderte jetzt auf die höhnische Trutzfrage des Burschen:

„Aus dem Weg zu gehen werd' ich Dich lehren, Hanns!“

Damit suchte er ihn gleichzeitig bei Seite zu schieben. In demselben Momente aber fiel ihn Hanns mit Wuth an, indem er ihn mit nervichten Hochländer-Armen umfaßte, um ihn mit einem oft erprobten Rauferkunststück empor zu lüpfen, dann zu Boden zu schleudern und wehrlos unter sich zu bringen. Hanns fand aber einen Gegner, der ihm an Kraft und Ge-

wandtheit überlegen war, denn Wildhoff hatte nicht umsonst in früheren Jahren den Fecht- und Turnboden besucht und sich im Ringkampf mit Allen gemessen. Unter dem ehernen Griffe seiner Finger erlahmte die Kraft der Hochländer Arme, und ehe sich es der Bursche versah, stürzte er über den Fuß Wildhoffs hin auf die Bretter des Brückenstegs, daß es krachte. Schäumend vor Wuth aber sprang er wieder auf die Beine und nach seinem geladenen Kugelstutzen, der vom Geländer auf die Dielen niedergesunken war. Wildhoff war ihm jedoch schon zuvor gekommen und wollte sich eben nach dem Stutzen bücken, als der Bursche mit wilder Kraft sich über ihn herstürzte, so daß der Anprall ihn gegen das Geländer hinwarf. Seinen Vortheil ersehend und verfolgend war Hanns schon an seinem Gegner und suchte ihn über das Geländer hinaus zu drängen, damit er das Gleichgewicht verlierend in den unten gurgelnden Strom stürze. Nur durch eine verzweifelte Anstrengung rettete sich diesmal Wildhoff vor dem Sturze in die reißende Fluth. Alle seine Kräfte zusammen raffend gelang es ihm, sich aus den umklammernden Fäusten zu befreien und dann mit einem unwiderstehlichen Griff an der Kehle seinen unvorsichtigeren Gegner so an dem Steggelän-

der emporzuheben, daß bald dessen halber Körper überhing. Hanns sah sein Leben wehrlos in die Hand gegeben, die zu überwinden ihm so leicht geschienen hatte. Sie durfte nur loslassen — und der Bursche stürzte, sich überschlagend, in den Strom. Aber diese Hand ließ nicht los, sondern hielt den Ueberwundenen fest und ließ ihn so über dem Wasser schweben, das unten unheimlich gluckste und wie nach Raub gierig gurgelte. Hanns wehrte sich auch nicht im Mindesten mehr — aus einem verzweifelten Gefühle, das zu gleichen Theilen der Scham und dem Trotze entsprang. Stumm erwartete er, wann ihn die starke Hand hinunter sinken lassen würde in die kalte Fluth.

„Nun, Hanns," fragte endlich, die peinliche Stille unterbrechend, der Sieger im Kampfe, „soll ich Dich fallen lassen?"

„'Z meinetwegen!" war die trotzige Antwort.

„Und wenn ich's nicht thue, wirst Du mich in Frieden ziehen lassen?"

Hanns schwieg. Die Frage däuchte ihm jetzt Spott. Wildhoff aber zog den Körper des Gegners aus der gefährlichen Lage wieder mehr über das Geländer herein und fragte weiter:

„Und nun, Hanns, was hast Du gegen mich?

Rede, was treibt Dich zu diesem Hasse gegen mich? Du schweigst und siehst mich wild an. O, ich verstehe. Und dennoch weiß ich nicht, wo ich und wann ich Dir je etwas zu Leid gethan habe!"

„So? Is nit Leid's g'nug, daß mi d' Lisi g'narrt hat!" sprach der Bursche finster entgegen, während ihn Wildhoff nur noch lose festhielt.

„Sie hat Dich nicht genarrt, nicht betrogen, Hanns!" versetzte Wildhoff jetzt mit bestimmtem Tone. „Du bist in einem abscheulichen Irrthum befangen, und dein Argwohn zeigt, daß Du des braven Mädchens gar nicht werth bist."

„Herr," fing jetzt der Bursche, zitternd vor innerer Bewegung fast pathetisch an: „Ich ruf' Sie auf bei dem lebendigen Gott, die Wahrheit zu sagen; Können's das in Ihrer letzten Stund' verantwort'n?"

„Ich kann es!" sprach Wildhoff und ließ Hanns völlig los.

„Herr," hub Hanns nochmals an und sah mit einem durchdringenden Blicke seinen Besieger an. „I bitt' um Gottes Barmherzigkeit willen, sagen's jetzt keine Lüge! Sind's nit in selbiger Nacht von der Lisi wegg'schlich'n!"

„Ich? Nie, Hanns!“ erwiderte Wildhoff. „Wie kommst Du denn zu diesem abscheulichen Verdachte?“

„Aber, Herr, die rothe Urschi hat's bei dem blutigen Heiland von der Gottes-Au b'schworen, daß sie g'sehen hat, wie Sie in der späten Nacht über'n Gang g'schlichen sind.“

„Dann ist diese rothe Urschi eine boshafte, niederträchtige Verläumderin. Halt!“ unterbrach sich jetzt Wildhoff selbst, indem eine Erinnerung in ihm aufstieg. „In welcher Nacht soll das gewesen sein?“

„O, i denk' mei' Lebtag an selbige Nacht von Christi Himmelfahrt!“ antwortete Hanns.

Wildhoff lächelte bitter. Ihm klärte sich jetzt mit einem Male die Quelle des Verdachts auf, — er war bei seiner Rückkehr von dem Besuche bei Herbert von der heimtückischen Magd bemerkt worden, die dabei seiner Erscheinung im Corridor die trübste Deutung gegeben und so über die Sonnenreut schwere Tage gebracht hatte. Hanns hörte mit unbeschreiblichen Empfindungen diese Aufschlüsse an, die ihm Wildhoff nicht vorenthalten wollte. Der Kopf schwindelte dem armen Burschen bei der ungeahnten Aussicht, die sich ihm jetzt eröffnete, nachdem durch das Haberfeldtreiben der heutigen Nacht die Strafe für

die vermeintliche Untreue Lisi's hereingebrochen war. Was er gehört und erlebt und gelitten und was die Lisi denken und leiden mochte, wirbelte ihm im Gehirne, das noch immer unfähig schien, sich mit Klarheit in diesem Wirrwar von Wirklichkeit und Täuschung zurechtzufinden.

„Is denn mögli?!" rief er fast außer sich. „Kann man denn so was wirkli d'erleben! D' Lisi is unschuldi in's G'red' kommen und Haberfeld is ihr 'trieben worden?! Und derselbige langhaarige Herr aus der Hauptstadt, den i an der Fallach 'troffen hab' und der in selbiger Nacht auf der Sonnenreut g'schlafen hat, wär' ein guter Freund zu Ihnen! Ja, wenn das Alles so is und nit anders, dann is ja an all' dem anderen G'schmatz von den Leuten auch kein Sterbenswortel wahr. Und derselbige Herr mit den langen Haaren könnt' auch nit anders sagen, als Sie, Herr Wildhoff?"

„Du kannst's ja probiren, Hanns, und ihn aufsuchen," war die Antwort Wildhoff's, von welchem einige Minuten später der Bernecker Hanns ganz zerknirscht Abschied nahm, um mit seinem Stutzen nach dem väterlichen Hof heimzukehren.

Dies also war der Grund, welcher dem Schrift-

steller Herbert in der Hauptstadt den unverhofften hochländischen Besuch verschaffte, der denn auch von ihm allen nothwendigen Aufschluß über die Vorgäuge jener Frühlingsnacht erhielt, dagegen die Fragen Herbert's über den Verlauf des Haberfeldtreibens und des Zusammenstoßes im Fallachgrunde möglichst offen beantwortete. Nur die Frage, wer während des Rencontres den Schuß gethan, welcher Wildhoff's Seite streifend, den Gensdarmen schwer verwundet hatte, konnte oder wollte Hanns nicht mit Bestimmtheit beantworten, obgleich er sicher war, daß Doctor Herbert sein Vertrauen zu ehren gewußt hätte. Er sprach nur in unbestimmten Ausdrücken von einem unheimlichen Theilnehmer an dem Zuge nach der Sonnenreut, den Niemand gekannt habe. Dann aber schied Hanns wieder aus der Hauptstadt, von einem schweren Leid durch ein anderes geheilt, das nun auf seiner Seele lastete. Lisi war unschuldig, hatte ihn treu geliebt, und er — er hatte die Schmach eines Haberfeldtreibens über sie heraufbeschworen —

Drittes Capitel.

In welchem außer andern Personen auch eine sehr geheimnißvolle sich bemerkbar macht.

In jener Zeit nun, wo Herbert nach wie vor seine Tage zwischen Sorge und Arbeit theilte, pulsirte das winterliche Gesellschaftsleben wieder in fieberischer Hast durch die Straßen und Salons der Hauptstadt. Auch war die Spannung des leichtfertigen, schaulustigen Publikums beständig durch die pomphaften Ballets und Pantomimen im Hoftheater und durch die Vorbereitungen zu noch großartigeren erregt. Mehr und mehr löste sich alles öffentliche Leben in Theaterangelegenheiten auf, während am politischen Horizonte sich das Gewitter schon aufthürmte und träge aber unaufhaltsam heranzog, freilich nur von wenigen beachtet oder besonders gefürchtet; denn es fehlte nicht an sonstiger Aufregung, — ja, ein Anlaß zu solcher löste gleichsam den andern ab. Dabei nahm in der kleinen Presse der Streit um des Fürsten Person

Verhältnisse an, die nachgerade für jeden ernsteren Sinn unerträglich wurden. Besonders erregte ein Artikel aus dem Brunnonitischen Lager, der an rücksichtsloser Indiscretion und Schmähung gegen die Gegner alles Maß überstieg, unter den Besseren eine Entrüstung, daß der Minister, Herr v. Keller, nicht länger zusehen mochte und eine Audienz bei dem Fürsten durchsetzte, in welcher er eine drastische Schilderung der Lage des Landes und der Zeitverhältnisse gab, zu denen das Treiben am Hofe durchaus nicht passen wolle. Andern Tags wurde die Hauptstadt durch die Nachricht überrascht, daß der Günstling des Fürsten entlassen und nach Italien abgereist sei.

Inzwischen fehlte es auch sonst an aufregenden Anlässen nicht, die weniger in's öffentliche Leben eingriffen. So ward damals wieder von einer jener sonderbaren Erscheinungen gemunkelt, von denen man nicht zu wissen pflegt, ob sie wirklichen Vorgängen und Erlebnissen angehören, oder die Gebilde angeregter Einbildungskraft, ansteckender Phantasie sind. Man erinnert sich noch des classischen Zopfabschneiders, der durch alle Städte des heiligen römischen Reichs spukte. Ein ähnlicher Unhold oder eine ganze Bande machte in jenen Winternächten die einsameren und

abgelegeneren Straßen der Hauptstadt unsicher, wenn auch nicht in dem Maße, wie jener mörderische Juwelier, der zur Zeit des Fräuleins v. Scudery unter Ludwig XIV. die Straßen von Paris mit geheimnißvollem Schrecken erfüllte. Denn der nächtliche Unhold unserer Hauptstadt oder dessen Bande ging zwar mit großer Schlauheit und Vorsicht, aber weder mit schneidigen, spitzigen noch schießenden Instrumenten vor, sondern gebrauchte die urältesten Waffen des Menschengeschlechtes, Finger und Faust, um unter der eleganten Männerwelt keinen geringern Schrecken zu verbreiten, als seinerzeit die Zopfabschneider unter der Mädchenwelt. Dabei schien es, als ob die gefürchteten Fäuste keinen andern Zweck hätten, als eben sich fühlbar zu machen. Denn kein Fall wurde bekannt, in welchem ein nächtlicher Ueberfall dieser Art mit räuberischen Absichten verknüpft gewesen wäre. Da nun die Opfer dieser „Walkerbande", wie man sie nannte, im Publikum eben so viel Spott als wenig Theilnahme fanden, verschwiegen die Meisten sorgsam ihr Abenteuer, wozu sie wohl gegründete Ursache haben mochten. Als auch die Nachforschungen der Polizei von gar keinem Erfolge waren, äußerte sich die Neigung, all' das Gerede von der Walkerbande

und ihren Thaten für Auswüchse furchterregter Phantasie zu halten. Andern gab dagegen der Umstand, daß damals plötzlich mehrere Personen aus den besseren Ständen bettlägerig wurden, und unter diesen auch Bankier Bordelli, genügenden Anlaß, dieses Unwohlsein mit den unbekannten Fäusten in Verbindung zu bringen.

In jenen Wintertagen sprach man nun von einer Thatsache, welche den Beweis liefern zu wollen schien, daß nicht bloß die Walkerbande existire, sondern daß ihr auch das Eigenthum bis zur Pedanterie heilig war. Bei einem nächtlichen Spaziergange in eine entlegene Straße war nämlich auch Baron v. Buchberg, trotz der Nähe eines Bedienten, angefallen, niedergeschlagen und übel zugerichtet worden, wobei er seinen Spazierstock, Hut und Cravatte einbüßte. Andern Tags erschien im Palais des Erkrankten ein Dienstmann mit einem Pakete, welches die verlornen Gegenstände und auf einem Zettel noch die Anfrage nach etwaigen andern Verlusten enthielt, die man ersetzen zu wollen sich erklärte. Die Sache ward ruchbar; die Polizei mischte sich darein und erkundigte sich angelegentlich nach dem Ueberbringer des Pakets. Unschwer ward constatirt, daß es der Oberdienstmann

Wenzel, vulgo Sozusagen gewesen. Dieser aber konnte nur angeben, daß er das Paket von einem Herrn mittlern Alters zur Besorgung an die Adresse erhalten habe und sich — selbstverständlich — nicht beigehen ließ, den Herrn nach Namen und Stand oder nach dem Inhalt des Packs zu fragen.

Seitdem war an der körperlichen Existenz der Walkerbande also nicht länger zu zweifeln. Wen der Weg an den langen Winterabenden gerade in dunkle, abgelegene, einsame Gegenden der Stadt führte, unterließ es selbst als harmloser Spaziergänger nicht, jeden Begegnenden mißtrauisch anzusehen, besonders wenn er so geheimnißvoll in den Mantel gehüllt war, die Hutkrempe so tief herunter gedrückt hatte, wie Jener, der eben aus der inneren Stadt durch das Thor über den breiten Platz schritt, um in eine Straße der Vorstädte einzubiegen.

Es schneite. Die Luft war ruhig und kein nächtiger Sturm strich heute Abend aus der Haidefläche vor der Stadt in die offenen Straßen herein. Sanft legten sich die Flocken auf den Mantel und weichen Hut des Dahinwandernden, der langsam vorwärts schreitend seine hohe Gestalt meistens an die dunkle Seite der Straße hielt. Den Mantelkragen hatte er

hinaufgeschlagen, so daß wenig mehr von seinem Gesichte gesehen werden konnte, als die Augen. So schritt er, scheinbar achtlos auf die Vorübergehenden, dahin. Erst als er in den Lichtkreis eines Gascandelabers trat, schaute er plötzlich auf, da ein anderer Mann mit einer Opernmelodie auf den leise pfeifenden Lippen, von der entgegengesetzten Seite kam, sich dabei einige Mal umkehrte und zurücksah, dann eben so langsam an ihm vorüberschritt. Derselbe war in Uniform; die Säbelscheide klapperte einige Mal unvorsichtig unter dem Offiziersmantel auf dem schwach überschneiten Trottoir.

Als sich die Blicke der Beiden begegneten, zeigte das Antlitz des Uniformirten den Ausdruck der Ueberraschung und Betroffenheit, während die Brauen des Andern unter der Hutkrempe sich zu senkrechten Stirnfalten finster zusammenzogen. Nur wenige Sekunden lang fixirten sich so die Beiden. Dann ging der Offizier weiter, ohne sich wieder umzuschauen. Ein funkelndes Augenpaar blitzte ihm nach. Ueber dessen Brauen gruben sich tiefe Stirnfalten ein; auch die festzusammengekniffenen Lippen gaben dem Gesichte den Ausdruck heftiger Erbitterung, während nachdenkliche Ueberlegung rasch darüber hin zuckte, als hätte

der Erregte im Momente schon seinen Entschluß gefaßt. Seinen Mantel fester zusammenschließend, setzte er seinen Fuß vor und eilte nun mit raschem, festem Schritte dem Uniformirten nach.

In demselben Augenblicke war aber der Offizier auch schon in eine der Thoreinfahrten der hohen Häuserreihe eingetreten und den Blicken des Nacheilenden entschwunden, der nun noch einige Schritte über die Breite des Hauses hin machte, dann umwendete und seinen Weg in der vorigen Richtung verfolgte. Er nahm dabei den Hut ab und strich sich das dunkle Haar von der bleichen Stirne, auf welche nun die kalten Flocken fielen, um im Nu zu zerschmelzen. Es war nothwendig, daß sich seine heiße Stirne kühle und sein erregtes Blut Zeit bekam, wieder ruhiger durch die Adern zu rollen, während er um die Straßenecken schritt, immer weiter, immer weiter, bis dahin, wo sich die Häuserreihen in der unabsehbaren winterlichen Haide verloren. Mit unruhigen Schritten strich er dorten, offenbar ziellos, um die äußersten Endlinien der Stadt im Schnee dahin, bis er endlich auf eine hohe Mauer stieß. Dieselbe abschreitend, gelangte er an ein Gitterthor, das seinem Rütteln nachgab, worauf er in den von

der Mauer umhegten Raum trat. Es war ein weiter Garten, wo überschneite Grabhügel, steinerne Kreuze und Denkmale lange Alleen bildeten. Vor einem der letzteren blieb er stehen, beugte das Gesicht nieder und legte die noch immer glühende Stirne an den kalten Marmor.

So verharrte er geraume Zeit. Ruhig fortschneiend legten sich die Flocken höher und höher auf die stillen Gräber des weiten Friedhofs. Von den Thürmen der Stadt her schlug es sieben Uhr Abends, als einem der Kirchhofwächter die hohe dunkle Gestalt über den Gräbern auffiel, worauf er den Mann aufforderte, den Platz zu verlassen, da die Thore gesperrt werden müßten. Ohne ein Wort der Entgegnung bückte sich der im Mantel zu dem Wintergrün, das aus der leichten Schneedecke hervor den Sockel des Steins umrankte, pflückte ein Blatt ab und verließ dann schweigend, wie er gekommen, den Ort des Friedens. Eine Viertelstunde später lehnte er am Gartenzaune vor Herberts Wohnung und blickte unverwandt hinüber nach dem Lichte, das hinter den Gardinen dem trauten Familienkreise leuchtete.

Herbert saß jedoch an jenem Abende ziemlich still und einsilbig unter den Seinigen. So sehr er

es auch zu verbergen suchte, war es dennoch merklich, daß ihm außer den täglichen Sorgen und Arbeitsgedanken noch etwas Besonderes auf dem Herzen lag. Er hatte novellistische Bilder aus dem hauptstädtischen Leben unter der Feder und zeichnete darinnen jene sozialen und politischen Verhältnisse, in welchen sich Familientragödien abzuspielen pflegen, ohne daß er in das Familienleben bestimmter Personen greifen wollte, da es wohl in seiner Absicht lag, durch Satyre, nicht aber als Pasquillant zu wirken. Jedoch weilten seine Gedanken jetzt weniger bei diesen Kindern seiner Muse, als bei Erscheinungen des nüchternen, wirklichen Lebens, wie sie der Tag ihm aufdrängte. Und diese vorzugsweise erfüllten ihn mit der Unruhe, die er nicht zu verdecken vermochte. So hatte er nicht ohne Regung der Reue vernommen, daß der Staatsminister v. Keller nicht unbedenklich erkrankt sei. Nun hatte der Winter freilich ungesunde Tage genug gebracht; noch mehr aber mochten zu der berührten Erkrankung Verdruß und die stete Aufregung einer dornenvollen und unter den obwaltenden Umständen doppelt aufreibenden Thätigkeit, der sich täglich mehr Hindernisse entgegen stemmten, mitgewirkt haben. Auch für den redlichsten Willen ward

es nachgerade unmöglich, der sich aufthürmenden Schwierigkeiten Herr zu werden, und die vergeblichen Anstrengungen aller moralischen Kräfte hatte den Minister endlich auf das Krankenlager geworfen. Herbert mußte sich alle trüben Erfahrungen seines Lebens und die Nothwendigkeit, alle seine Kräfte für seine Familie zu verwenden in's Gedächtniß zurückrufen; er mußte sich an alle Noth erinnern, in welche er durch seine journalistische Thätigkeit für den Staat gerathen war: um sich gegen die Reue zu wappnen, welche ihn nun darüber beschleichen wollte, daß er des ehrlichen Staatsmannes Wünschen gegenüber so wenig empfänglich gewesen. Nicht, daß er sich einbildete, durch seine Feder Besonderes für denselben leisten, ihm die Wege ebnen zu können, sondern es hätte ihm jetzt zur Genugthuung gereicht, es wenigstens versucht zu haben.

Daneben quälten ihn noch andere Sorgen, seit er von dem Haberfeldtreiben auf der Sonnenreut Kunde erhalten. Vielfach beunruhigt wandte sich oft all seine Theilnahme und Aufmerksamkeit diesem Umstande zu. Wenn er sich das freundliche Mädchen, die Lisi dachte, welche in jener Lenznacht dem Hanns am Fenster ihre Angst vor dem Haberfeldpasquill kund-

gegeben; wenn er sich in's Gedächtniß zurückrief, wie damals Wildhoff die sittliche Berechtigung jener Volksvehme zu erweisen gesucht und deren Bestehen in Schutz genommen: so erschien ihm die Wirkung jenes Anathemas auf der Sonnenreut als eine besonders schwere und wuchtige, besonders nachdem er von dem Bernecker Hanns vernommen, unter welchen furchtbaren Anklagen Wildhoff und die Sonnenreut der Volksjustiz verfallen waren. Seitdem hatte er auch erfahren, daß Wildhoff seine trauliche Besitzung verlassen habe, nicht aber, wohin sich derselbe gewendet.

So saß er denn einsilbig und in sich gekehrt unter den Seinigen, deren Stimmung unter der Einwirkung seiner eignen litt. Er dachte aber lebhaft und in warmem Mitgefühle an den vom Schicksal so herb heimgesuchten Freund, bis ihn die Unruhe zu Mantel und Filzhut greifen ließ, um nach alter lieber Gewohnheit sich etwas in der schneienden Winternacht zu ergehen. Als er auf die Straße trat, sah er die hohe Gestalt am Zaune, ging jedoch vorüber.

„Herbert!“ rief ihm jetzt eine Stimme nach, bei deren Ton er sich überrascht umkehrte, um dem Manne mit einem Ausruf des Erstaunens die Hand zu reichen. Er erkannte den, der eben seine Gedanken beschäf-

tigt hatte und drang lebhaft in den Freund, mit ihm in die Mitte seiner Familie zurück zu kehren. Wildhoff wehrte jedoch entschieden ab.

„Ich will nicht als ein Schatten des Unglücks in den trauten Kreis Deiner Glücklichen treten," sprach er. „Laß mich neben Dir in der Nacht wandern."

Herbert gab nach, und die Freunde schritten weiter. Das Gespräch war natürlich bald genug zu den Vorgängen auf der Sonnenreut geleitet, wobei sich zeigte, daß sich in Wildhoffs Seele die trübe Vorstellung festgesetzt hatte, ein Sohn des Unglücks zu sein, der auch denen Leid bringe, mit welchen er in Berührung käme.

„Es haftet an mir," meinte er, „und wer mit mir in irgend welche Beziehung tritt, den trifft der Fluch meines Geschickes. Die arme Lisi liegt auf der Sonnenreut an einem heftigen Fieber darnieder, ihr alter Vater ist in Verzweiflung, die einzige Freude seines Lebens zu verlieren. Und fast empfinde ich es als eine Gewissenslosigkeit, Dir wieder genaht zu sein."

Herbert bekämpfte mit aller Entschiedenheit und den verständigsten Einwürfen diesen trüben, finstern Wahn, während sie so im leisen Schneefall dahin

schritten, ohne der Richtung ihres nächtlichen Spaziergange zu achten. Wohl wußte er, wie wenig mit Trostgründen in solcher Lage geholfen war, da sie eben so schwächlicher Empfindung zu entfließen pflegen, als sie demjenigen widerlich sind, der sie empfangen soll. Dennoch konnte er sich nicht enthalten, den Freund auf wenige Wahrheiten aufmerksam zu machen, von welchen er jedoch gleichfalls wußte, daß sie eben so leicht auszusprechen, als schwer von demjenigen anzuwenden waren, zu dessen Nutzen sie geäußert worden. Alles was sich über den Wechsel der menschlichen Geschicke, über die Nothwendigkeit des Leids zu unserer eignen innern Läuterung Schönes sagen läßt, brachte Herbert in Erinnerung. Daß selbstempfundener Schmerz von jenem unberührten Egoismus heilt, der sein eignes angenehmes Dasein nicht durch den Gedanken an fremdes Elend beeinträchtigt wissen will; daß eignes Unglück uns lehrt, auch in glücklicheren Stunden der Leiden Anderer zu gedenken und uns so erst zur wahren Menschlichkeit erzieht: das durfte nur zart angedeutet werden, um in Wildhoffs Seele fortzuklingen. Und welche Beispiele für die Verkennung und Verfolgung der Besten und Edelsten standen Herbert aus der Geschichte zu Gebote!

„Wäre es denn auch ein Verdienst, ein edler und ächter Mensch zu sein, wenn dies immer erkannt würde?“ fuhr er dann fort, während ihr Weg sie mehr und mehr in abgelegene Straßen der Vorstadt durch die schneiende Winternacht führte. „Man muß sich bescheiden lernen, mit dem eignen innern Urtheil über unser Thun begnügen und dieses, wie unser ganzes Seelenleben unabhängig von der Außenwelt bewahren. Nie aber sollte uns das Urtheil der Welt mehr sein, als es wirklich ist: ein Maßstab für die Stimmung oder den Werth Anderer. Sobald wir unsere Gedanken nur einmal auf die Flüchtigkeit des Lebens und die Vergänglichkeit seiner Erscheinungen richten, finden wir auch unendlichen Trost in dem scheinbar trüben und zufälligen Wechsel. Ziehen wir einmal allein die Welt der Ideen in Betracht. Wie viele beherrschten Jahrtausende lang die Gemüther, um endlich in den großen Korb der Vergessenheit ad acta gelegt zu werden. Wie viele sind Jahrhunderte lang begraben und kommen endlich zur Geltung. Wie wollen wir hoffen, erwarten, wie dürfen wir verlangen und beanspruchen, daß man uns immer gerecht werde, uns niemals verkenne! Sich selbst genug sein, sich selbst zu Liebe handeln, leben, empfinden, sterben,

— das ist ein Egoismus, den uns das Leben lehrt und erlaubt, und es liegt an uns, ihm seine Reinheit und seinen Adel zu bewahren und hinter seinem Schild vor den Anfechtungen der Außenwelt ein stilles, wenn auch einsames Glück zu genießen."

„Unsere Pflichten weisen uns aber an die menschliche Gesellschaft," warf hier Wildhoff ein, in einem Tone, der bewies, daß jetzt seine Seele nicht eben besonders empfänglich für dergleichen Maximen war.

„Unsere Bestimmung weist uns vor Allen auf unser eigenes Glück," entgegnete Herbert, „und darum auch auf die Nothwendigkeit: unsere Pflichten herunter zu stimmen! In einer unvollkommenen Welt wird man nicht ungestraft ein vollkommener Mensch sein dürfen, und die es dennoch wollen, müssen eben solche „Vermessenheit" büßen. Halb gut sein, sagt Maler Sturm, ist schon zu gut für diese Welt, — und er hätte wohl völlig Recht, wenn er sagte, halb gut sei gerade gut genug für dieselbe. Wir müssen nicht zu viel für sie sein wollen und das Meiste für uns selbst. Wenn Einsamkeit uns unser Glück schafft, unsern innern Frieden wahrt und uns so in den besten Stand setzt, das Unsrige für die Welt, wenn auch nicht in ihr zu wirken, haben wir

gewiß Ursache, unsere Zurückgezogenheit nicht als eine Entbehrurg, sondern als einen Gewinn zu betrachten. Uebrigens, werde nicht ungeduldig, lieber Freund," unterbrach sich jetzt Herbert, der mit seinen Sätzen mehr Zerstreuung und Beschäftigung der Gedanken Wildhoffs bezweckte, als eine unmittelbare heilsame Wirkung von seinen Worten erwartete. „Ich rede weniger Dir zu Trost, als mir selbst zur Ermunterung und Festigung. Immerhin wird die Erinnerung am Platze sein, daß Alles in der Welt, jeder bedeutende Gedanke einsamen Stunden entsprang, daß unsere großen Männer die Söhne der Einsamkeit waren. Und in ihr ruht auch allein unsers Glückes Keim. Von Außen aber — das ist ein wirkliches Resultat der empyrischen Weisheit, der praktischen Lebensphilosophie — von Außen kommt uns kein reines Behagen. Und nur, was wir völlig für uns und vor der Welt retten, macht unser Glück. Suchen wir uns dieses zu bewahren. Das Andere sind Prüfungen."

„Die nur, trotz aller Trostgründe der Weisheit, etwas schwer zu ertragen sind," bemerkte Wildhoff mit bitterm Lächeln. „Immerhin gebe ich zu, was Du vom Unwerth der Meinung der Welt und von den Vor-

theilen der Einsamkeit sagst. Ein glücklicher Gatte und Familienvater darf eben so beredt die Annehmlichkeiten der Zurückgezogenheit und das Süße der Einsamkeit preisen, als der weltweise Seneca im Besitze von Millionen das Glück der Armuth."

„Es ist doch ein Unterschied, der Fall ein anderer, die Ironie nicht so groß!" warf hier Herbert ein. „Mein Familienleben rechne ich eben zu dem, was ich mit Opfern und Noth vor der Welt für mich gerettet habe. Allerdings darfst Du nun darüber spotten, wenn ich Dir die Vortheile der Einsamkeit preise, da es mir an den gleichartigen Wesen nicht fehlt, die der Mensch auch in der tiefsten Zurückgezogenheit noch bedarf, um sich glücklich zu fühlen. Was es heißt zu leben, weiß ich erst recht, seit ich meine Kinder um mich sehe."

„O, ich kann das mitempfinden!" bemerkte Wildhoff in innigerem Tone. „Wie glücklich bist Du! Auch mein Herz, Herbert, ist liebebedürftig, — und wie fesselte mich vorhin der Anblick, den mir der neidische Vorhang noch ließ, da ich Dich inmitten der Deinigen sitzen sah, die Kinderstimmen hörte — — während ich außen stand in der Nacht: ein Einsamer, Verfehmter. Herbert," unterbrach sich Wild-

hoff jetzt und blieb stehen, „könntest Du mir eine große Bitte erfüllen?“

„Jede, die in meiner Macht steht.“

„So gib mir eines Deiner Kinder, ich will ihm ein treuer Vater werden,“ betheuerte Wildhoff mit erregter Stimme.

Betroffen schwieg Herbert einige Sekunden lang. Dann aber sprach er mit warmem Nachdrucke:

„Das kann ich nicht, — dieses Opfer wäre wirklich für mich zu groß, Wildhoff. Aber es gibt ja ein Kind, das Anrechte an Dich — an Deine Liebe hat, das —“

Trotz der Nacht bemerkte Herbert die zuckende Bewegung, welche durch die Gestalt des Freundes ging, als diese zarte, schmerzhafteste Seite angeschlagen ward, die gleichsam als der Grundton seines ganzes Seelenleides in ihm bebte. Wildhoffs Stimme war tonlos, als er nun erwiderte:

„Nachdem wir einmal dahin gerathen sind, will ich kein Hehl aus meinen Empfindungen machen. Ich hasse das arme Wesen nicht, das meinen Namen trägt, ich werde es nicht entgelten lassen, daß sein Dasein das meinige verheert hat — um seiner Mutter willen, der ich es auf dem Sterbebett ge-

lobt habe. Alle gesetzlichen Rechte sind ihm gewährt und gewahrt, — Rechte an mein Herz, an meine Liebe jedoch, Herbert, — o, daß Sie davon sprechen mußten!"

Stöhnend kamen die letzten Worte über die Lippen des leidenschaftlich Erregten, der die Hand an die Stirne legend unwillkürlich einige rasche Schritte vorwärts machte. Als Herbert nachkommend wieder an seiner Seite war, fand er es angemessen, jetzt das Thema nicht fahren zu lassen; nachdem es einmal berührt war, mußte es schon um Wildhoffs Ruhe willen durchgesprochen werden. Und so fing denn Herbert mit Theilnahme an:

„Brechen wir damit nicht ab, lieber Freund! Glaube mir, auch wir lernen das lieben, dem widerwillig unsere schmerzliche Sorgfalt gewidmet war. Man liebt und schließt an sein Herz, was man gehegt und gepflegt hat. Laß das Kind um Dich sein, in Deiner Nähe athmen, unter Deinem Schutze gedeihen, und wenn sein Anblick Dir anfänglich ein bitterer war, wird er Dir bald ein erträglicher und endlich ein süßer sein — als Vermächtniß seiner Mutter.

In trübem Schweigen ging Wildhoff neben dem Freunde durch die fallenden Flocken, bis er plötzlich auffuhr:

„Es kann nicht sein, schon darum nicht, weil meine Tante das Kind nicht losläßt und es eifersüchtig vor mir hütet. Sie verlangt nicht einmal, mich zu sehen. Und Du wirst mir doch nicht zumuthen, mich ihr und — ihrem Enkel aufzudrängen."

„Dennoch muthe ich Dir zu, nicht unversucht zu lassen, was unterlassen zu haben einst Deine bittere Reue wecken könnte."

„O, Herbert," rief jetzt Wildhoff gereizt, „Du weißt nicht, was Du da anräthst. Setzest Du bei mir denn gar keine Galle, keine Affecte, kein Gedächtniß voraus? Erblickst Du in mir das Ideal von Zahmheit und lammsmäßiger Geduld?"

„Nein, nur einen ächten und wahrhaftigen Mann."

„Ich danke für Deine gute Meinung, habe aber nicht im Sinne, mich ihrer würdig zu zeigen. Wie stimmt denn dies Alles zu Deiner vorigen Weisheit: man muß kein vollkommener Mensch in dieser unvollkommenen Welt sein wollen, — halb gut sein, sei gut genug für sie! Wie paßt es zu der Lehre, daß wir unsere Pflichten gegen die Menschheit nicht zu hoch spannen, sondern herunter stimmen sollen? Verlangst Du etwa nicht auch, ich solle ihm verzeihen

und den Wunsch nach Rache an den Urheber meines Elendes unterdrücken, während er —"

„Von innerer Unruhe und Gewissensbissen gequält sich im Glanze seiner Stellung dahin schleppt," meinte Herbert einfallend.

Wildhoff stieß jetzt ein kurzes, verbissenes Lachen voll bitteren Hohnes aus.

„Wie Du diese Menschen kennst!" hob er an. Reue, Elend in der Erinnerung an seinen Betrug!? O Herbert! Könntest Du das Lächeln sehen, mit welchem er für sich und vor seinen Genossen der Stunde gedenkt, wo ihm der Verrath gelang. Oh!"

Leidenschaftlich erregt athmete Wildhoff hörbar durch die knirrschenden Zähne aus der furchtbar gepreßten Brust, die sich krampfhaft zusammenzog, während seine Augen haßfunkelnd in die Schneenacht leuchteten und seine Hände sich unwillkürlich zu Fäusten ballten. Alles Erduldete der letzten Jahre wetterleuchtete durch sein Gemüth, während Herbert nach Worten suchte, um diese Aufregung zu dämpfen.

„Um Deines eignen Friedens willen wollte ich Dir nur gerathen haben, was die erlaubte Selbstsucht, der vernünftige Egoismus dich ebenso lehren könnte," sprach er und schickte sich an, in diesem

Tone fortzufahren, als er sich selbst zu unterbrechen veranlaßt ward, indem er aufblickend hinzufügte: „Was war das? Hörtest Du nichts, Wildhoff?"

Beide blieben stehen und horchten in die Schneenacht hinaus, welche noch immer von dem leisen, steten Sinken der weißen Flocken bewegt war. Sie waren an eine Stelle der vorstädtischen Straße gekommen, wo diese scheinbar im Felde und Wiesenland verlief, sich jedoch weiter hinaus in einer nochmaligen Häuserreihe fortsetzte, während sie hier nur von einem Brettervorschlag eingezäunt und von einer andern Straße gekreuzt wurde, die denselben Charakter trug. Hüben und drüben an den Bretterwänden führten geradlinige Pfadbahnen durch den gefallenen Schnee, auf welchen einige wenige Menschen an den beiden Freunden vorüber gekommen waren, von diesen ebenso wenig beachtet, als die Richtung des Weges. Im Augenblicke war diese Straßenstrecke außer ihnen völlig menschenleer. Nur in einiger Entfernung folgte ihnen in langsamem Schritt und hie und da stehen bleibend ein Gensdarm, der sich eben in etwas raschere Bewegung setzte, um, mit einem prüfenden Blicke nach den beiden Mantelgestalten in dieser ab-

gelegenen Gegend, an denselben vorüber zu streichen und in die Schneenacht hinein zu horchen.

Auch die beiden Spaziergänger eilten vorwärts bis zur Kreuzung der Straße. Während hier der Polizeisoldat nochmals die Erscheinungen musterte, die ihm verdächtig schienen, hatte das scharfe Auge Wildhoffs einen schwarzen Knäuel entdeckt, der sich in einer der Straßenlinien von der Schneedecke abhob und zu bewegen schien. Alsbald stürzte Wildhoff auf die Stelle zu, während ihm Herbert folgte und der Polizist nachhinkte. Man konnte jetzt bemerken, daß der dunkle Knäuel sich entwirrte und gleichsam in zwei Hälften theilte, deren eine in der Gestalt eines Mannes sich erhob, etwas von sich schleuderte und dann mit flüchtigem Lauf an der rechten Bretterwand hinhuschte, während die andere Hälfte ebenfalls in Menschengestalt sich erst später aufrichtete und für's Erste noch auf dem Schneeboden nach einem Gegenstande zu tasten schien.

Wildhoff fand es angemessen, dem Fliehenden zu folgen und ihn nicht aus dem Auge zu verlieren, da Herbert und der Sicherheitswächter nahe genug waren, um dem noch Darniederliegenden ihren Beistand gewähren zu können. Vor ihm her floh die

breite dunkle Gestalt in einem alten Soldatenmantel; er durfte hoffen, sie bald zu erreichen, als sie plötzlich um eine Ecke bog. Als nun auch Wildhoff diese Ecke erreicht hatte, lag eine öde, leere Straßenlinie vor ihm, die in einiger Entfernung ebenfalls Häuser zeigte, hier aber von denselben kahlen hohen Bretterwänden eingerahmt war, wie dieses ganze unfertige Straßennetz in jenem abgelegenen Theile der Stadt. Nirgends zeigte sich mehr eine Spur von dem Fliehenden, und der Pfad durch den Schnee längs dem Holzverschlage hin erschien mehrfach begangen und gewährte keine Anhaltspunkte, wohin der Mann sich gewendet oder wo er die Planken überstiegen hatte. Denn wollte Wildhoff kein Wunder annehmen, so war ihm klar, daß das Verschwinden nur über den Zaun hin geschehen sein konnte. Dieser war hoch genug, um es Wildhoff zu erschweren, sich so weit emporzuschwingen, daß er den dahinter liegenden Raum überschauen konnte. Es war zu Baustellen bestimmtes Rasenland; an den Zaun lehnte ein langhingedehnter Bretterschuppen, — sonst war nichts zu bemerken.

Wildhoff zog darum vor, zu Herbert zurück zu kehren. Als er wieder um die Ecke bog, bemerkte er, daß man eine vorüberfahrende leere Droschke ange-

rufen hatte, und beschäftigt war, Jemanden in derselben unterzubringen. Das Fuhrwerk war schon hinweg gerasselt, da Wildhoff die Stelle erreichte. Auf seine kurze Bemerkung hin, wo der Fliehende ungefähr verschwunden sei, verfügte sich der Gensdarm an die Stelle, um seine Nachforschungen fortzusetzen, welche zu unterstützen sich weder Wildhoff noch Herbert verpflichtet fühlten. Eben wollte letzterer weiter gehend seinen Bericht beginnen, als etwas Blitzendes im Schnee die Aufmerksamkeit der Freunde erregte. Wildhoff hob es auf und fand, daß es eine abgebrochene feine Degenklinge war.

„Laß sie liegen," sprach jetzt Herbert, weiter drängend, „und kümmern wir uns nicht nicht weiter um die Sache."

„Was ging denn eigentlich vor?" fragte Wildhoff, indem er die zerbrochene Klinge wieder in den Schnee fallen ließ und neben dem Freunde weiter schritt. „Wurde der Ueberfallene beraubt?"

„Es scheint nicht. Die Nemesis hat sich wohl nur einer kräftigen rücksichtslosen Faust bedient," erwiderte Herbert.

„Das gibt mir aber keine Aufklärung über den Vorfall."

„Als ob ich in die Geheimnisse der Walkerbande eingeweiht wäre!“ sagte Herbert lachend. „Ein Faustschlag hat hier wohl galante Träume unterbrochen und dem vornehmen Herrn ziemlich stark mitgespielt, wie die abgebrochene Klinge und sein geschwollenes Antlitz beweisen können. Er fluchte auf seinen Lakaien, als er in die Droschke stieg, sonst schien ihm daran gelegen zu sein, daß der Fall kein Aufsehen errege, glaubt wohl auch unerkannt davon gekommen zu sein. Schade, daß sich gewisse Uniformen nicht verläugnen, und gewisse Gesichter auch unter Beulen wieder erkennen lassen, wenn man sie einmal gesehen hat. Von plebejischen Händen so arg mißhandelt worden zu sein, muß eine demüthigende Erinnerung bleiben für einen Cavalier, wie Baron v. d. Leithen.“

„Er!“ rief Wildhoff heftig auffahrend.

Dieser Ruf und andere nachfolgende Aeußerungen waren nur die laute Einleitung zu einem äußerst lebhaften und erregten Gespräch über das Parasitengeschlecht, zu dessen hervorragendsten Vertretern im Lande dieser Parvenü gehörte. Innig hatte sich Baron v. d. Leithen an den „Freund“ des Fürsten angeschlossen und alle dessen Pläne unterstützt, um sich eine Gunst zu wahren, die er nicht mehr entbehren

konnte, und um von dem Abfall der fürstlichen Gnade fort zu profitiren, wofür ihn dann auch der Ballet-director mit der Bezeichnung des „vollendetsten Cavaliers“ beehrte. Was lag ihm je an den Geschicken des Landes! An dem Abende, wo so manches patriotische Herz bange klopfte, da das Befinden des Staatsministers sich sehr verschlimmerte, — des Mannes, von dessen Energie und redlichem Willen man allein noch für den Staat etwas zu hoffen sich gewöhnt hatte: an demselben Abende fühlte sich Baron v. d. Leithen zu dem gewohnten galanten Wandel angeregt, der ihn diesmal in die starken Arme eines geheimnißvollen Rächers führte.

Als der nächtliche Spaziergang die Freunde wieder mehr in die belebteren Quartiere der Vorstädte zurückgeführt hatte, waren die Bemerkungen noch nicht erschöpft, zu welchen sie sich veranlaßt sahen. Besonders lebhaft stiegen aber in Wildhoff's Gemüth die bitteren Empfindungen und Erinnerungen auf, als das sonst so freundlich belebte Haus seiner Tante vor ihren Augen auftauchte. Wie war es verödet und freudeleer geworden, ein fortwährendes Trauerhaus, — welch' trüber, finsterer Geist waltete in denselben Gemächern, wo einst eine hochstrebende Frau die

Pläne zu einer Neubelebung des verkommenen Staatswesens gefaßt und leider auf so falschen Grund gebaut! Was mußte Alles durch das Gemüth ihres Neffen schauern im Anblick dieses Hauses, wo jetzt die einst so stolze und verehrte Frau v. Luckner als Verschollene ein wahres Gespensterleben lebte.

Die weißen Flocken der Schneenacht wimmelten und wirbelten, im Lichtkreis des Gascandelabers schimmernd, sanft um die Ecken dieses Hauses, als die Freunde vorüber kamen. Ein Mann, im Mantel verhüllt, wie sie Beide, ging dorten an ihnen vorbei, machte noch einige Schritte, blieb dann stehen und sah denselben nach. Dann kehrte er um und folgte ihnen mit raschen Schritten.

„Dr. Herbert?“ sprach er fragend, als er näher gekommen war.

„Ja,“ antwortete dieser umwendend und erkannte den Maler Werner.

„Wissen Sie schon?“ fragte der Künstler in trübem Tone.

„Nun! Was?“

„Daß der Minister gestorben ist.“

„Der Staatsminister?“ fragte Herbert erbleichend zurück.

„Herr v. Keller.“

„O, mein Gott!“ seufzte Herbert mit einem schmerzlichen Ausrufe.

„Ja,“ fuhr Maler Werner fort, „vor zwei Stunden ist er verschieden. Ein großer, unersetzlicher Verlust für das Land. Ich fürchte, man wird dies noch spüren. Gute Nacht!“

Herbert stand tief erschüttert und fand für seine Empfindungen im Augenblicke keine Worte. Zu dem Schmerze um den Mann, den der Staat verloren, gesellte sich bei ihm die bittere Erinnerung der eignen Sprödigkeit gegenüber dessen offener Erklärung an jenem Nachmittage. Auch Wildhoff war von der Nachricht tief ergriffen. Als dieser endlich die eingetretene Stille unterbrach, that er es, die Hand ausstreckend, mit der Aeußerung:

„Wie mag man in jenem Hause die Nachricht hinnehmen?“

Er erhielt keine Antwort. Herbert schien das Wort überhört zu haben. Erst nach geraumer Zeit fing dieser an:

„So gehen Staaten zu Grunde! — Ja! So geht ein Land zu Grunde, indem seine Männer sterben. — — Wildhoff,“ wandte er sich plötzlich an

seinen Begleiter mit ernstem eindringlichem Tone, „willst Du Dir eine schwere und reuevolle Stunde ersparen, so thue das Deinige, so lange es nicht zu spät ist. In jenem Hause, lieber Freund, in jenem Hause wohnt Mutter und Kind Deiner Frau.“

Wildhoff antwortete nicht, sondern ging schweigend neben dem Schweigenden durch den fallenden Schnee. —

Viertes Capitel.

Berichtet was der Diener trieb und die Herrin dachte.

Während es draußen schneite, war ein Zimmer im Hause der Frau v. Lückner behaglich erwärmt und beleuchtet. Nicht das Gemach der Herrin des Hauses, denn dieses erschien den Vorübergehenden finster wie immer. Nach wie vor ward Allen, die kamen, sich nach Frau v. Luckner zu erkundigen, der Bescheid: „Abgereist!" Selbst für die Leute im Hause ward die trauernde Mutter selten sichtbar, da sie kaum je den Corridor beschritt, sondern ungesehen von Zimmer zu Zimmer wanderte, als suche sie nach der schönen Erscheinung, deren Anblick einst so viele entzückt hatte, — als suche sie nach der Tochter, die nun schon lange gestorben war. Niemals verließ sie das Haus. Nur einmal in der Woche fuhr ein dicht verhängter Wagen im Hofe vor, in den eine tief verschleierte alte Dame stieg. Es geschah dies stets in

früher Morgenstunde, und der Wagen fuhr jedesmal hinaus nach dem großen Friedhofe vor der Stadt, um nach einer Stunde wieder den Rückweg zu nehmen. Dann verschwand sie wieder auf eine Woche vor jedem menschlichen Blicke. Nur hie und da mußte die Wärterin des Kindes dasselbe in die geheimnißvollen Gemächer bringen, wo Frau v. Luckner ihre Tage und Nächte verbrachte. Was sie bei des Kindes Anblick empfand, welche Erinnerungen in ihr dabei aufstiegen, vermochte Niemand zu sagen. Außerdem war es der Wärterin des Kindes noch streng untersagt, dasselbe auf die Straße zu tragen. Dagegen bot der Garten hinterm Hause Raum genug, um dem kleinen Wesen den Genuß der freien Luft zu verschaffen, ohne daß neugierige Blicke demselben folgten.

Es war also nicht das Boudoir der Herrin des Hauses, dessen freundliche Beleuchtung durch die Schneenacht hinausglänzte, sondern ein einfach, sauber gehaltenes Zimmer, das dem alten Fridolin zur Wohnung angewiesen war und in welchem jetzt eine sehr behagliche Wärme herrschte. Auf dem Tische stand eine „verdorbene Weinflasche," der sich Fridolin treu annahm, damit ihr Inhalt nicht zwecklos völlig zu Grunde gehe, was er durch Austrinken derselben

sehr geschickt zu verhindern wußte. Kein Tropfen davon sollte verloren gehen, — das duldete Fridolins opferwillige Sorgsamkeit nicht, und so schenkte er sich eben wieder den perlenden Trunk mit ernster Miene in den bereitstehenden Becher und pfropfte dann die Flasche sorgfältig zu.

„Thekla," sagte er dann, den Becher einer Frau hinhaltend, deren Züge noch Spuren einstiger Schönheit zeigten, während sie ein Knäblein von sieben oder acht Monaten leise auf dem Schooße wiegte. „Thekla, versuche Sie einmal, aber mit Verstand, — es könnte Ihr sonst leicht schaden. Ihr, Thekla, gönn' ich einen guten Tropfen, nicht aber der giftigen Schlange, der —"

„Na, wem?"

„Nu, der Kammerkatze!"

„Aber Fridolin," warf Thekla gutmüthig ein, „was hat Er denn immer gegen Mamsell Jeanette? Sie ist doch ein artiges Frauenzimmer."

Statt aller Antwort bewegte Fridolin die ausgespreizte Hand wie einen Fächer und schnitt dazu eine Grimasse, die einen großen Vorrath von Mißtrauen und Verdacht in sich schloß. Dann trank er bedächtig aus dem Glase und, als wolle er von einem

unangenehmen Gegenstande abkommen, ging er hierauf mit folgenden Worten zu einem andern Gespräch über:

„Also — also sind sie einmal dem vornehmen Schuftikus, dem Leith, auf die Schliche gekommen! Und gerade an dem Abende, wo der Herr Minister stirbt. Das war ein braver Mann, Thekla, ja! Nie ist er von uns weg, ohne mir eine Kleinigkeit in die Hand zu drücken. Und so ein Mann muß sterben! — So, so! Na, das freut mich aber, wenn sie ihn tüchtig gewalkt haben. Kam früher auch oft in's Haus, Thekla! Ja, damals! da hätt' Sie uns kennen sollen! Aber dieser schöne Leith, wie sie ihn nannten —— Na, sag' Sie doch, Tekla, was meint Sie, wem das Kind ähnlich sehe?"

„Seiner Mutter, die sehr schön gewesen sein soll! Ich dächt' auch, es sehe seiner Großmutter, der gnädigen Frau ähnlich. Warum aber, Fridolin, sieht sich denn sein Vater nie nach dem lieben Kinde um?"

„Das ist nun so, so!" bemerkte Fridolin grinsend. „Ja, gelt, kleiner Schnappsack! Was der Fratz noch so munter drein schaut und ist schon halb neun!"

Die Wärterin belehrte nun den alten Fridolin,

daß der kleine Oskar vor einigen Stunden erst vom Schlafe erwacht sei und nun nicht gleich wieder schlummern wolle, worauf sie dem wirklich holden Kinde die süßesten Schmeichelnamen gab und es herzte und liebkoste.

„Es ist doch ein wahrer Engel, der liebe Kleine,“ sprach sie dabei. „Nicht wahr, solch' einen Engel muß man lieb haben, Fridolin!“

Dieser aber sah sich ihr Gebähren an und erwiderte mit einem selbstgefälligen Lächeln:

„So war ich auch einmal, Thekla! Ja!“

„Er? Das ist gar nicht möglich, Fridolin!“

„Doch, meiner Seele, Thekla, grade so.“

„Das kann ja nicht sein!“

„Gewiß ist's wahr, Thekla.“

„Ja, wann denn? Das muß schon lange her sein.“

„Es sind schon so etliche Jahre her, da war ich auch so ein kleiner Pumpernickel.“

„Ah, da möcht' ich Ihn gesehen haben, Fridolin.“

„Da hab' ich grad so zu den Augen hinausgeguckt, wie der kleine Faselhanns da.“

„Das ist ganz merkwürdig. Man sollte es nicht glauben.“

„Und doch ist's wahr, gelt kleiner Wollenkopf!"

„Was Er aber dem Kinde für Namen gibt!" sprach jetzt Thekla etwas empfindlich.

„Weil ich den kleinen Käfer da eben leiden kann. Es ist wirklich ein wahrer Herzwurm."

„Jetzt sei Er einmal ruhig mit den dummen Titeln!"

Thekla war wirklich böse, und Fridolin fand für gut, den Gegenstand des Gesprächs wieder zu wechseln.

„Warum," fragte er, „warum ist denn der Sozusagen jetzt immer so aufgeregt?"

„Er hat eben viel zu thun und viel zu simuliren," erklärte Thekla.

„Vorhin," berichtete Fridolin, „da mir unten der Kammerdiener von Leiths anvertraute, daß sein Herr eben fürchterlich zerbläut heimgekommen sei, ist auch der Sozusagen dahergekommen, etwas erhitzt. Kaum hat der Kammerdiener gesagt, die Walker hätten seinem Herrn nicht blos den Säbel zerbrochen, sondern auch Uhr und Börse geraubt, so schreit der Sozusagen heraus: „Das ist nicht wahr!" daß wir Beide darüber fast niedergefallen wären vor Schreck. Er glaub' es nicht, hat dann der Sozusagen ruhiger

hinzugesetzt, es wäre der erste Fall, daß die Walker etwas nähmen. Nun, meinetwegen! Was geht's unser Einen an, Thekla, wie es zugeht, wenn die großen Herren Keile kriegen! Da ist kein Streich verloren, als der nicht getroffen hat."

Fridolin ergriff dabei eine zum Kleiderausklopfen daliegende Gerte und spielte mit derselben, indem er hinzusetzte:

„Wenn ich noch wär' wie früher, so stark in den Armen wie in den Beinen und verwegen dabei, thät' ich mich auch vor Manchem nicht fürchten. Ja, wer weiß, was ich thät', ich!"

„Er thät' es am Ende auch machen wie die Walker!"

„Gerad' so!" sagte Fridolin und fuchtelte mit der Gerte muthig in der Luft herum.

„Er wird ja ganz fürchterlich," sagte Thekla und rückte mit dem Kinde etwas mehr aus dem Bereiche von Fridolins Kraftübungen. „Ich möchte schier glauben, Er gehöre zur Bande!"

„Wer weiß!" lächelte Fridolin geheimnißvoll. „Wie ich so vierundzwanzig Jahre alt war, Thekla, da hätt' Sie mich sehen sollen, was ich für ein Kerl war. Da hab' ich einmal Streit gehabt — ja, da hätt' Sie geschaut, wie ich mich gewehrt habe."

„Das hätt' ich wirklich sehen mögen.“

„Ich denk' meine Lebtage daran, — der selige gnädige Herr und die Excellenz, die heute gestorben ist, ('s muß eine stattliche Leiche sein, ob sie nur in den Sarg geht,) waren damals noch Schulbuben — da waren wir Bediente einmal recht fidel beisammen, und wie's nun geht —“

Fridolin war in dem interessanten Berichte über seine Jünglingsthaten nicht weiter gekommen, als ein gellender Ton die Stille des Hauses und seine Rede unterbrach. Obgleich es der gewohnte Klang der Hausglocke war, erschrak er doch sichtlich über die ungewohnte Stunde ihres Anläutens, so daß sein eben noch bewiesener Heldenmuth etwas unter der Vorstellung litt, wer da in tiefer Nacht sich wohl noch anmelde. Als er nun zögernd dastand und mit Blick und Wort fragte, wer es wohl sein möge, meinte Thekla, das werde er ja sehen, wenn er aufgemacht habe, und wenn er nicht traue, könne er ja zuvor durch die Thüre fragen, wer da sei. So nahm denn Fridolin eine Kerze, zündete sie an und ging mit etwas zitternden Knieen hinaus und die Treppe hinunter. Denn der getrunkene Wein hatte weniger seinen Muth, als seine Phantasie genährt, die in

diesem Augenblicke von Vorstellungen über die Leiche des verstorbenen Ministers und die geheimnißvolle Walkerbande angefüllt war, zu welcher letzteren er sich vorhin noch zu zählen die Vermessenheit gehabt hatte, um sich vor der Wärterin des Kindes ein Ansehen zu geben. Eben als er nun mit Herzpochen unten angekommen war, läutete es noch einmal an, so daß der Alte heftig zusammenschrak. Doch fragte er mit einer Stimme, die ungewöhnlich herzhaft klingen sollte:

„Wer ist da — noch — noch so spät?"

„Macht auf, Fridolin, ich bin's!" war die Antwort, und der Ton dieser Stimme schien alle Angst Fridolins zu verscheuchen, dagegen ihn mit Erstaunen und Ueberraschung zu erfüllen.

„Gleich, gleich!" rief er, behende an die Thüre laufend, die er nun zu öffnen sich beeilte.

Ein Mann trat aus der Schneenacht herein mit beschneitem Mantel und Hute.

„Fridolin, ist meine Tante noch wach und zu sprechen?"

„Wach schon, ob aber zu sprechen?! Kaum! Doch Gott sei Dank, daß Sie sich nur wieder sehen lassen. Kommen Sie, kommen Sie!" sprach

Fridolin und eilte die Treppe hinan, dem Neffen der Frau v. Luckner voran, der mit pochendem Herzen und ernster, gespannter Miene folgte:

Oben stand Thekla mit dem Kinde in dem angenehm durchwärmten Corridor, — die Neugierde hatte sie herausgetrieben. Und nun lachte und kürmelte das Knäblein auf der Wärterin Arm, hüpfte und reckte die Händchen nach dem fremden Manne aus, der wortlos stehen blieb. Wohl war es ihm wie ein Stich beim Anblick des Kindes durch's Herz gegangen; mit bleicher, fast verzerrter Miene schaute er es an, und eine eisige Kälte überschauerte sein Gemüth. Aber während er in des Kindes leuchtende Augen, in dessen lachendes Antlitz sah und darinnen die Züge erkannte, die noch im Sterben flehend zu ihm aufgerichtet waren, da schmolz das Eis, das sich um sein Herz legen wollte unter dem kindlichen Lallen, und er erblickte in dem Kleinen jetzt weniger den Stein des Anstoßes, als das Vermächtniß der theuern Verblichenen. Ohne Ahnung der Empfindungen, welche den fremden Mann durchflutheten, reckte der Kleine immer wieder seine Händchen verlangend nach ihm aus, bis Wildhoff, ergriffen von der ahnungslosen kindlichen Unschuld, eins dieser Händ-

chen in seine Rechte nahm. Er konnte nicht länger dem schuldlosen Wesen zürnen, sondern durch das Herz ging ihm inniges Mitleid mit dem armen vater- und mutterlosen Kleinen, — sichtliche Rührung überkam ihn ob der heiligen Kindeseinfalt eines Daseins, das die Ursache von so vielem und großem Leide war. Und wahrlich, er fühlte sich nicht berufen, das Kind Ida's dies entgelten zu lassen, so bitter sich ihm jetzt die Erinnerung an all' das Erduldete aufdrängte.

Er hatte darüber nicht bemerkt, daß sich eine Thür leise öffnete, unter der eine Frau in Schwarz erschien und unverwandt auf die Scene im Corridor niederschaute. Selbst die Bewegung Fridolins und der Wärterin des Kindes, welche höchlich betroffen, ja bestürzt schienen, entging ihm, und seine Aufmerksamkeit ward erst erregt, als er hinter sich die Worte hörte:

„Kommst Du endlich? Es fällt Dir spät ein, Dich nach dem Kinde umzusehen."

Er kannte diese Stimme trotz ihres veränderten Tones wohl, wenn er sie auch seit Jahresfrist nur noch selten, und seit Ida's Todestag nicht mehr gehört hatte. Diese Stimme rief ihm die Erscheinung seiner

Tante und deren gewinnend liebenswürdige Persönlichkeit vor Augen, die stattliche angenehme Gestalt der Frau v. Luckner mit den edeln Manieren, dem hochstrebenden Sinn und jenem gebildeten Tone, durch welchen sie so sehr in der Gesellschaft geglänzt hatte. Als er sich jedoch überrascht nach der Sprecherin umkehrte, da erblaßte er.

Denn eine Greisin stand vor ihm, — eine Greisin mit eingefallenen Zügen, gebeugtem Haupte, schneeweißem Haare. Und sprachlos starrte er jetzt die Erscheinung an, als vermöge er nicht zu glauben, daß sie mehr als ein Wahnbild, daß diese Greisin die Mutter Ida's sei.

Der Schmerz der Frau v. Luckner hatte seit jenem Momente, wo sie auf der Sonnenreut sich zu der Leiche ihrer Tochter niedergebeugt und wieder erhoben hatte, nichts oder wenig von seiner starren Herbheit verloren. Ja, die arme Mutter hatte sich mit der Zeit vielmehr noch in die finstere Trauer verbissen, war darinnen verbittert, wofür schon die eingegrabenen senkrechten Stirnfalten und jener untrügliche Zug um den Mund äußerliches Zeugniß ablegten. Die arme Mutter hatte sich in ihrer trostlosen Vereinsamung völlig in den Wahn hineingelebt,

daß ihre Tochter nicht so frühe gestorben sein würde, wenn ihr die Liebe des Mannes, dem sie angetraut worden, nicht versagt geblieben wäre. In der Selbstsucht ihres großen, rücksichtlosen Leids rechnete sie ihm dies als Schuld an und verhärtete ihr Herz vor den Mahnungen an seine Aufopferung, vor dem Verständniß seines eigenen Elends. Die versteinernde Gewalt ihres Harms hatte sie herzlos ungerecht gegen ihn gemacht. Und dabei mochte das Bestreben mitwirken, einen Theil der Schuld von sich abzuladen, eine Schuld, die verzehrend in ihrem Bewußtsein bohrte und die wenigstens theilweise von sich abzuschütteln ein unwillkürlicher Trieb ihrer geängstigten, in qualvoller Reue sich aufzehrenden Seele war. In dieser entsetzlichen Gemüthsverfassung hatte sie Wildhoffs Anblick nicht zu ertragen vermocht, ihn nicht mehr sehen wollen, seit das Grab ihm die Last abgenommen, die sie ihm aufgewälzt. Seitdem war er ja frei — sie allein hatte noch zu klagen, bis der säumige Tod ihrem Mutterherzen das einzige Heil brachte.

Und dennoch, als er gekränkt durch ihre arge Verkennung und entmuthigt durch ihre abweisende Haltung, seine Versuche zu ihr vorzudringen einge-

stellt, war ihr das Anlaß zu neuen Anklagen seiner Handlungsweise. In so mancher Stunde ihres einsam öden Lebens sehnte sie sich nach seinem Anblicke, wenn auch nur, um ihn in der Bitterkeit ihres Elendes fragen zu können, ob er nun zufrieden sei, nachdem Ida ihr Grab gefunden.

Und so hatte sie dahingelebt, Tag für Tag im trostlosen Einerlei unlöslichen Harms, ein in Schmerz erstarrtes Scheinleben.

Heute Abend nun hatte man ihr die Anzeige vom Tode des Ministers in eines der Zimmer gelegt, die sie ruhelos zu durchwandeln pflegte, wenn sie nicht in starrem Hinbrüten vor sich hinblickte. Sonst würde sie die erschütternde Nachricht in hohem Grade ergriffen haben. Jetzt war sie kaum berührt, aber doch in ihrem dumpfen Hinleben so weit unterbrochen, um sich erinnern zu können, daß es noch außerhalb ihrer Vorstellungen Leben und Sterben gebe. Sie war nicht erschüttert, — eine Todesnachricht vermochte sie nicht mehr zu erschüttern, wenn auch von derselben das Schicksal des Staates abhing, für dessen Neubelebung sie einst geschwärmt. Doch waren ihre Lebensgeister momentan wieder etwas mehr zur Theilnahme oder auch nur zur Aufmerksamkeit

auf die Erscheinungen der Außenwelt angeregt, ihre Sinne empfänglicher für das, was um sie vorging. Sie hatte das Läuten der Hausglocke zur ungewohnten Stunde vernommen, ihre Aufmerksamkeit hatte sich auf die Schritte gerichtet, welche von der Treppe her erschollen. Vielleicht hatte sie eine Ahnung, wer gekommen, — vielleicht trieb sie die Ungeduld heraus, als man ihr Niemand anmeldete. Genug, es trat der seltene Fall ein, daß sie in den Corridor herauskam, wo ihre plötzliche Erscheinung ihre Dienerschaft überraschte. Die Wirkung derselben in der dämmerigen Beleuchtung des Ganges war auf Wildhoff eine so starke, daß er ob dem Anblick die Sprache verloren zu haben schien.

Als er endlich von seiner Bestürzung sich so weit erholt hatte, brachte er nur das einzige Wort: „Tante!“ über seine Lippen, und es klang wie ein Zweifel an der Wirklichkeit der Person.

Sie antwortete darauf nicht, sondern trat schweigend in das Gemach zurück, wobei sie die Thür hinter sich offen ließ, was der Neffe, wenn nicht als Einladung, so doch als Erlaubniß deuten konnte, ihr zu folgen. Als er dann in das ihm wohlbekannte, nach Außen dicht verhängte Boudoir trat, wo jene

verhängnißvollen Unterredungen stattgefunden, welche sein Schicksal bestimmt hatten, da flutheten die Erinnerungen und Vorstellungen des Einst und Jetzt so heftig auf ihn ein, daß er sich kaum zu fassen vermochte. Für die Ursachen und Folgen jener Unterredungen bildete die Erscheinung seiner Tante einen so sprechenden Commentar, für den Vergleich der Gegenwart mit der Vergangenheit ein so drastisches Bild, daß er tief erschüttert dastand, ohne ein Wort zu finden oder seine Empfindungen dämpfen zu können.

Auch Frau v. Luckner starrte ihren Neffen an und las in dessen Zügen nichts von befriedigtem Genügen, desto mehr aber von herbem Leide, — nichts von jenem Gleichgewicht der Seele, das sie bei ihm voraussetzen zu dürfen meinte, wohl aber die Spuren verheerender Stürme. Es stimmte sie milder.

„Wir haben Mühe, einander wieder zu erkennen,“ sagte sie endlich, auf einen Stuhl deutend, auf welchem sich Wildhoff niederließ. „Es ist kein fröhliches Wiedersehen.“

Dann fragte sie ihn nach dem Zweck seines Kommens und warum er sich endlich angetrieben fühle, im Hause seiner Schwiegermutter zu erscheinen. Er erwiderte, daß er nicht so lange damit gewartet

haben würde, wenn er diesen Vorwurf hätte voraussehen können. Damit war das Gespräch eingeleitet Es war peinlich kurz, ohne logische Entwicklung und geregelten Verlauf. Auf einige einfließende Bemerkungen seiner Tante, mehr unwillkürliche bittere Ausflüsse ihrer Schmerzensherbigkeit, als absichtliche Kränkungen, unterließ er seine eigene Rechtfertigung. Er wollte ihrem Mutterschmerze kein Aequivalent in seinem Elende entgegenstellen, — gerechter Stolz und schonendes Zartgefühl wie Pietät gegen die Vielgeprüfte hielten ihn gleichermaßen davon ab. Dennoch konnte Frau v. Luckner, so befangen sie auch in ihrem eigensüchtigen Leide sein mochte, sich aus einzelnen abgepreßten und rasch wieder abgebrochenen Aeußerungen ihres Neffen ein ungefähres Bild von dem Umfange seiner eignen bittern Erfahrungen, von der Tiefe seiner schmerzlichen Empfindungen machen, wenn sie auch noch nicht zur richtigen Vorstellung des Verhältnisses kam, welches Ida's letzte Lebenstage schmerzlich verklärt hatte, und ebenso wenig zum klaren Begriffe des Antheils gelangte, den sie durch ihr eigenes Benehmen an der argen Verkennung Wildhoffs verschuldete.

Als er endlich den Zweck seines Kommens er-

klärte, die Mutter der Verstorbenen nämlich bitten zu wollen, ihm deren Kind anzuvertrauen, forderte er dies nicht als sein Recht an das Wesen, dem er seinen Namen gegeben. Frau v. Luckner wäre auch weit davon entfernt gewesen, sich ein derartiges Recht abtrotzen zu lassen. Auf heftigen Widerspruch oder kalte Abfertigung seiner Bitte war er gefaßt. Er konnte sich ja leicht vorstellen, wie die Dame in dem Kinde ein theures Vermächtniß ihrer Tochter erblicke, das ihr noch deren geschwundene Erscheinung in der trüben Einsamkeit ihres Lebens vor Augen rufe.

Frau v. Luckner hatte denn auch den kleinen Enkel an ihr freudeleeres Herz geschlossen, so sehr sie dies eben noch vermochte. Durch das Verlangen Wildhoffs mußte sie nun allerdings in hohem Grade überrascht werden. Sie verharrte geraume Zeit in tiefem Schweigen. Aber kein Zeichen verrieth, daß sie ob der unerwarteten Forderung zürne. Vielmehr schien sie das Begehren nicht ohne Genugthuung hinzunehmen, wenn sie sich auch nicht darüber aussprach. Denn ungeachtet ihrer Versunkenheit in die unlösliche Trauer um ihre Tochter, bahnte sich dennoch eine Erwägung den Weg zu ihrem Verstande, welche der Lebensklugheit entsprang. So wenig die Einsame

jetzt mit der Welt in Berührung kam, verhehlte sie sich doch nicht, daß trotz aller Vorsicht der wahre Zusammenhang von Ida's Verehelichung mindestens geahnt werden möchte. Die bloße Vermuthung oder der Verdacht war vielleicht dadurch, daß sie das Kind aus Wildhoffs Nähe zu sich genommen, eher gekräftigt, als abgeschwächt und der Makel auf der Geburt des [illegible] Wesens auch vor der Welt enthüllt. Diesen wenigstens in den Augen Vieler zu tilgen, bot sich eine Aussicht durch das Begehren Wildhoffs. Nichts war geeigneter, die Schatten von dem Andenken ihrer Tochter schwinden zu lassen, Nichts gab ein so vollwuchtiges Zeugniß für die unverkümmerte Legitimität des Kindes, ein Zeugniß, wie sie es nur wünschen konnte, als wenn der Kleine von dem zurückgefordert und erzogen wurde, der ihm Vater hieß. Der Gedanke gab ihrem traurigen Dasein einen neuen Impuls. Denn wenn die greise Frau noch irgend welchen andern Wunsch neben dem, ihrem einzigen Kinde bald nachzufolgen, haben konnte; wenn ihr trostloses Leben noch irgend welchen Zweck hatte: so mußte es doch wohl der sein, den Makel auf dem armen Wesen, dem Ida des Leben gegeben,

vor den Augen der Welt getilgt, den Flecken auf dem Andenken ihrer Tochter erloschen zu sehen.

Frau v. Luckner hatte auch heute noch nicht gelernt, die Folgen einer Schuld, von der sie sich nicht freisprechen konnte, vor der achselzuckenden Welt zu ertragen. In ihrem argen Leide hatte sie noch immer nicht den Muth gewonnen, dem peinlichen, qualvollen Selbstzwang zu entsagen, in den uns die große Lüge unserer Zeit, die uns aufgenöthigte gesellschaftliche Täuschung schnürt. Es ist bezeichnend für die Heuchelei und Unwahrheit der gesellschaftlichen Zustände, daß auch die besten dazu erzogen und gedrängt werden, noch immer mit der Schuld leichter abzurechnen, als mit der Schande. Das Wesen der Schmach wird eher ertragen, als der Schein derselben, und man ist eifriger bemüht, sich vor diesem, als vor jenem zu bewahren.

Zur Ueberraschung Wildhoffs sowohl, als zu seiner Genugthuung, leistete also die Tante seinem Verlangen gegenüber nicht den Widerstand, den er befürchtet hatte. Sie versprach vielmehr seiner Bitte für das nächste Frühjahr Gewährung, da die gesunde Luft der Sonnenreut, wo Ida so glückliche Jugendjahre verlebt, dem kleinen Oskar gar sehr zusagen

werde. Dabei wollte sie jedoch von ihm selbst, der über den Hauptpunkt nicht zu täuschen war, die Erfüllung seines Wunsches weniger als Anerkennung seines Rechtes angesehen wissen, denn als Ausfluß ihres versöhnlichen Sinnes, als Regung eines noch nicht erloschenen Wohlwollens, als Aeußerung eines Vertrauens, dessen er sich erst würdig zu zeigen habe. So wenig war noch ihre Seele von dem Geiste der Unwahrheit geläutert, mit dem uns das Leben und die Forderungen dieser Welt tränken.

Es ist überhaupt eine seltsame Wahrnehmung, daß es den meisten Menschen leichter wird, großmüthig als gerecht zu sein, daß sie sich dann noch bemühen, edelmüthig zu scheinen, wo sie blos wahr und gerecht zu sein brauchen. Die erzwungene Anerkennung möchte noch als Aeußerung von Herzensgüte gelten, und selbst aufrichtiges Lob kleidet sich oft in den Schein eines Wohlwollens, das nicht empfunden wird. Großmuth und Güte sind noch lange nicht die Merkmale eines wahren Charakters. Selbst unehrliche Menschen sind manchmal gütig, oder genöthigt, es zu sein, und das ist vielleicht der einzige Vortheil einer Unnatur, in deren Zwangsjacke wir

von Jugend auf stecken, bis sie auch bei den besten als deren eigentliche Natur erscheint.

Während die hinfällige Erscheinung seiner Tante Wildhoffs innigstes Mitleid in Anspruch nahm, hätte ihn ihr Gebahren leicht verletzen oder zu einem bittern Lächeln reizen können. Der Anblick der vereinsamten Frau jedoch, welche unter dem herbsten Geschicke in diesem einzigen Jahr zur Greisin gealtert war; die Erinnerung an ihre trefflichen Eigenschaften, die sich jetzt nur hinter dem getrübten Spiegel ihrer Seele bargen, sowie die alte Liebe und Anhänglichkeit an die Tante ließen ihn mild genug denken, um dem Schmerze und der quälenden Angst eines Mutterherzens, das noch für die im Grabe ruhende Tochter bewegt war, auch Größeres verzeihen zu können. Ihre Eigensucht hatte ja ihre Quelle in einem Leide, das er nur zu sehr mitzufühlen vermochte. Einige Aeußerungen der geprüften Frau über das Ereigniß des Tages, den Tod des ihr befreundet gewesenen Ministers, verriethen zu deutlich, wie sehr ihr Geist abgestumpft war für alle Eindrücke, die nicht mit ihrem jammervollen Leide zusammenhingen. Das Wohl des Staates, für das sie einst Projecte entworfen und Pläne geschmiedet, war ihr heute

nichts mehr. Und als Wildhoff sich wieder allein befand, fragte er sich, ob überhaupt die Existenz eines Staatsgefüges ohne höhere nationale Idee auch nur ein einziges individuelles Menschenleben aufwiege. —

Das war ein Gedanke, der damals noch manchen andern beschäftigte. — Die Uebrigen beklagten den ominösen Tod des Staatsministers an und für sich und des Staates wegen. Die trüben Ahnungen wurden allgemeiner. Umstände und kurze Dauer seiner Wirksamkeit hatten glänzendere Erfolge verhindert, dennoch hatte Jeder von ihm das Beste erwartet. Er war ein Mann! sagten auch die Gegner, und das war genug, um ihn als unersetzlich zu bezeichnen. Er hätte wohl die nachfolgende Catastrophe nicht zu verhindern gewußt, der Staat unter seiner Leitung sie jedoch würdiger bestanden.

Fünftes Capitel.

Handelt vom großen Krieg und von Vorbereitungen zu einem kleinen Krieg.

So kam der Sommer, mit ihm der Krieg. Das Volk brachte die nöthigen Opfer, bereit zu noch größeren. Die Armee rückte ins Feld, man wartete auf ihre Thaten — vergeblich. Wußte man doch nicht einmal, wo sie sich befand. Dunkle beunruhigende Gerüchte über ungenügende Stärke und unzulängliche Kriegsbereitschaft drangen in's Publikum. Bereits wurden anderwärts blutige, entscheidende Schlachten geschlagen. Der große östliche Bundesgenosse hatte mit getheilter Macht auf getrennten Kriegstheatern gegen zwei mächtige Gegner zu kämpfen, die ihre ganze Kraft gegen ihn wendeten. Ohne Beistand siegte er in herrlicher Schlacht im Süden und unterlag dem starken Feind im Norden. Er mochte erwartet haben, daß der Ausfall seiner Macht gegen den Hauptgegner durch seine Bundesgenossen gedeckt wer-

den würde, — arge Täuschung. Diese fühlten sich zu schwach etwas auszurichten, als ihnen noch kein Feind gegenüber stand; da sich endlich ein in der Eile zusammengerafftes, noch unvollständiges Armeecorps gegen sie in Bewegung setzte, waren sie rasch übern Haufen geworfen und zu einem demüthigenden theuern Frieden gezwungen, der ihnen nur den Trost der Schwäche ließ: alle Schuld dem unglücklichen Bundesgenossen im Osten aufbürden zu dürfen.

In jenen rasch vorüber stürmenden Kriegstagen befand sich die Hauptstadt des Landes, in das wir unsere Geschichte verlegt haben, in unbeschreiblicher Aufregung. Man hatte sich seither noch immer in einer unbegreiflichen Sicherheit gewiegt, sich einer starken Selbsttäuschung über die innere Kraft und Stärke des Staates überlassen, als mit einem Male der Krieg in erschreckender Weise Fäulniß und Schäden aufdeckte nach allen Richtungen.

Wie immer in Zuständen arger Ungewißheit und Noth, flog ein verhängnißvoll böses Wort von Mund zu Mund, durch die Hauptstadt und das ganze Land, zuerst leise, schüchtern munkelnd, dann laut und lauter, zuletzt keck und frech — das furchtbare Wort der Verzweiflung:

„Verrath!“

Auch im Hochlande, wo Wildhoff auf der Sonneureut mit dem Kinde seiner verstorbenen Frau ein stilles Leben dahin lebte, wollte man die hervortretende Schwäche, Unfähigkeit und Unentschlossenheit im Kriege nur durch Verrath erklären. Beim Ausbruch des Krieges hatte dort kampflustige Aufregung die streitbaren Gemüther ergriffen. Wie in alten Tagen war man in der Region der Haberfeldtreiber bereit, zum Stutzen zu greifen für die Vertheidigung des Landes. Niemand verstand diese Kräfte zu verwerthen. Da bemächtigte sich eine wilde Verdrossenheit der Gemüther. Da die Büchsen einmal krachten, wollten die hochländischen Stutzen auch mitknallen. Wenn man sie nicht zum großen Schießen auf der Wahlstadt eingeladen, so luden sie sich jetzt selbst zur Jagd in die wildreichen Wälder gegen das Flachland hin, oder jagten nach „Verräthern und Spionen“, und bereits waren mehrere harmlose Maler, welche auch zur Kriegszeit die Landschaft zeichnend durchstreiften, eingefangen worden. Ein unheimliches Mißtrauen griff um sich und schien die öffentliche Ordnung in jenen Gebieten bedrohen zu wollen, ohne daß man in der Hauptstadt Zeit fand, darauf zu

achten. Denn hier war die Aufregung auf's Höchste gestiegen, als plötzlich, nachdem nichts mehr zu gewinnen und Alles zu verlieren war, das Land selbst zum Kriegstheater ward, die Armee tapfer aber erfolglos kämpfte, Städte und Dörfer im Kriegsfeuer brannten und ein feindliches Heer sich zwischen die Hauptstadt des Landes und dessen abgeschnittene Armee schob, während lange Züge von Verwundeten anlangten.

An einem Abende jener stürmischen Sommertage suchte Herbert seine fieberische Unruhe durch einen Spaziergang im Freien zu beschwichtigen. Aber sein Gemüth war den Einwirkungen der Natur verschlossen, als er über dieselben Uferanlagen gegen die Stadt zurückschritt, in welchen er vor zwei Jahren dem eben aus Italien heimgekehrten Architekten Wildhoff begegnet war. Er erinnerte sich ihres Gesprächs an jenem sonnig heitern Frühlingsmorgen, der im grellen Contraste stand zu dem heutigen schwülen Sommerabende mit dem gewitterhaft umzogenen Himmel. Eben zuckten wieder hinter den Thürmen der Stadt über das Gewölk hin düstere, trübrothe, unheimliche Lichter. Es war, als spiegele sich da das Kriegsgewitter ab, das sich über einen Theil des Landes

verheerend entladen hatte. Unten rauschte die Fluth des Alpenstroms, seltsam beleuchtet, in wunderlichen Tönen, wie das Gestöhne der Tapfern die auf Deutschlands Schlachtfeldern verbluteten — im Bruderkampfe.

In trüber Stimmung und düsteren Empfindungen schritt Herbert über die Brücke; er wollte so nicht heim in seine enge Kammer. Weiter oben an der Stromlände ließ er sich an einem Wirthstische unter den Bäumen nieder und schaute in die vorüberrauschende Fluth, über welche der Wiederschein ferner Blitze zuckte. Hauptstädter, Oberländer Bauern und hochländische Flösser saßen umher in zornesdüsterer Unterhaltung. Herbert begriff das. Er hatte geglaubt, das Wohl und Wehe dieses Staates sei ihm gleichgültig geworden, und nun fühlte er sich heftig ergriffen von dem über das Land hereingebrochenen Unglück. Freilich war es nur gekommen, wie es kommen mußte unter den Wirkungen einer Günstlingswirthwirthschaft, Zerfahrenheit, Schlaffheit und großgezogenen Unfähigkeit, welche sich das Volk nur durch den Glauben an Verrath zu erklären suchte. Dieser Staat, von dessen Widerstandsfähigkeit so viel geträumt worden, hatte nun auch vor der Welt den

letzten Schein seiner Existenzberechtigung eingebüßt. Sein ferneres Dasein konnte nur noch ein mehr oder minder beschleunigter Verwesungsprozeß sein. Dies vorhergesehen zu haben war eine schmerzliche Genugthuung, aber kein Trost. Wenn ihm noch einer blieb, so war es der bittere, daß in diesem unseligen Bruderkampfe doch Einer eine Energie bewiesen hatte, welche der Welt imponirte.

An den Wirthstischen lief jetzt eine Nachricht um, deren Eindruck unter der Wirkung von Schlachtberichten jedoch sehr gering war, nemlich, daß nach einem Telegramm von der Station am See das königliche Seeschloß brenne.

„Soll nur brennen," gab einer der Gäste zur Antwort, „damit man eine Ahnung bekommt, wie's dem armen Unterthan zu Muthe ist, wenn's ihn Hof und Scheuer und den Sohn dazu kostet. He da, Kellnerin, wenn Alles hin sein soll, bring' noch eine Maß. Wir sind ja doch verrathen und verkauft!"

Niemand widersprach, vielmehr schien jeder von der Richtigkeit des Satzes durchdrungen zu sein. Herbert erschrak vor so viel hoffnungslosem verbissenem Mißtrauen. Ein Widerspruch wäre hier vergeblich gewesen und hätte nur Unannehmlichkeiten

zur Folge gehabt. Ihn dauerte das schöne Schloß am See, jedoch schwirrten damals so viel falsche, ungeheuerliche Nachrichten durch die Luft, daß er an der Wahrheit der Sache noch zweifeln wollte.

Als er sich unter den Gästen umschaute, fielen ihm einige von Spitzhüten beschattete, schnurrbärtige Gesichter auf, deren Mienen die unbehaglich finstere Stimmung der hochländischen Bevölkerung wiederspiegelten. Dagegen zeigte das Gesicht eines Burschen, der eben vorüberkam und sich an dem Tische hinter Herbert niederließ, eine seltsame Mischung trunkenen Muths, pfiffiger Einfalt und lüderlicher Verschmitzheit, wozu das auf das Ohr geschobene, abgegriffene grüne Hütchen wohl paßte. Er hatte mit seinen Landsleuten anknüpfen wollen, die ihn jedoch sehr kurz hielten. Nun befand er sich im Gespräch mit einer schnarrenden Stimme, die mit wichtigem, geheimnißvollem Tone zu ihm sprach. Sie hätte lange fortschnarren können, wenn nicht Herbert durch einen Namen veranlaßt worden wäre, unwillkürlich aufzumerken.

„Den haben wir jetzt in der Hand,“ sagte nemlich der Schnarrende, „Du brauchst den Bernecker nicht zu fürchten.“

„Wer, wer hat in der Hand?" fragte der Andere mit durchtönender Heuchelei der Einfalt.

„Na, weißt! Unser Baron hat eine Schuldverschreibung zur Hand bekommen, mit der man dem Feldmeister den Daumen auf's Aug' setzen kann — zur Revanche. Na, verstehst, Haggl?"

„Na, ob!" sagte der Bursche. „Für Geld kann man Alles haben."

„Recht so, Haggl!" bemerkte der Schnarrende darauf. „Sorgt, daß die Sache eine Art hat und richtet Euch nach dem Ledergesicht, das am Platze sein wird, — Du verstehst schon. Verrath und Spionage sind vogelfrei, weißt schon. Versäum' den Wagen beim Oberlindner nicht, — in zwei Stunden fährt er fort und Morgen früh geht kein Personenzug. Merk Dir 's."

Hier aber brach der Schnarrende ab, als er die Bewegung bemerkte, welche Herbert machte, um nach dem zu sehen, der diese Rathschläge gab. Es war eine unscheinbare Persönlichkeit in städtischer Kleidung, mit einem wichtigthuenden Schreibergesicht. Derselbe warf dem Haggl nur noch einen sprechenden Blick zu und verschwand unter der Thüre zum Wirthshause, um in eine der Schenkstuben zurück zu kehren.

An dem Tische des Zurückgebliebenen ließ sich jetzt jemand anders nieder, worauf Herbert jedoch nicht achtete. Seine Aufmerksamkeit war durch einen Mann in Anspruch genommen, der seinem Nachbar erzählte, daß er eben mit dem letzten Zug vom See gekommen, wo es heuer sehr still sei. Befragt, ob das Seeschloß wirklich brenne, lachte er bitter.

„Pah!" sagte er. „Wir haben's auch gemeint und gingen mit der Bahnspritze vor. Was war's? Nur ein Feuerwerk. — Heut' Abend," fuhr er ablenkend fort, „sind im Bahnhof wieder an hundert Verwundete hiesiger Regimenter angekommen. Ein trauriger Anblick! Unserm Oberconducteur sein einziger Sohn ist auch gefallen. Der Mann hat vorhin bitterlich geweint, sag' ich Ihnen, — hab' selber geweint, es wollt' mir's Herz abdrücken."

Herbert lehnte sich zurück und sah in den Strom. Er wollte nicht weiter hören. Hinter ihm befand sich der Haggl in einem prahlenden Berichte über verschiedene schauerliche Abenteuer, die er schon mitbestanden habe und in welchen es von eingeschlagenen Hirnschalen, ausgedrückten Augen und erschossenen Jägern wimmelte. Dessen Zuhörer schien Gefallen an diesen Erzählungen zu finden, denn derselbe be-

merkte öfter, daß dies ja eine ganz nette Geschichte sei, es müsse sehr hübsch gewesen sein bei der Gelegenheit, wo der Jäger mit der Kugel im Leibe kerzengerade aufgestiegen und dann todt zurückgefallen sei. Die Stimme und das häufig angewandte Flickwort „Sozusagen" verriethen den Sprecher, und Herbert konnte nur nicht begreifen, wie der brave Dienstmann in so vertraulichen Verkehr mit dem lüderlichen Streuner komme, als welcher der Haggl leicht erkannt wurde. Sie flüsterten noch lange in geheimnißvollem Tone zusammen; es schien sich um etwas Besonderes zu handeln; und Herbert wußte nicht, was er zu dieser verdächtigen Vertraulichkeit sagen sollte, welche den Sozusagen in einem neuen zweifelhaften Lichte zeigte. Endlich als der Besitzer der schnarrenden Stimme mit dem Hute auf dem Kopfe und dem Plaid über den Schultern wieder herauskam und sich zu dem Haggl wandte, stand der Sozusagen auf und verließ, sein Glas austrinkend, den Platz, ohne daß er von Herberts Anwesenheit etwas bemerkt zu haben schien. Der Schnarrende gab dem Haggl noch einige kurze Verhaltungsmaßregeln, welche Herbert nicht vernahm, und schlug dann ebenfalls den Weg in die Stadt ein. Gleich-

darauf machte sich auch Herbert auf den Heimweg, und nur der Haggl schien sich noch nicht von seinem Bierkruge trennen zu können.

Die Nacht war finster. Das Gewitter war nicht zum vollen Ausbruch gekommen, die Wolken hingen aber schwarz über die Stadt herunter, als Herbert an weiten Holzhöfen vorüber, zwischen hohen Plankenwänden, brütend dahin schritt. In einiger Entfernung vor ihm gegen die Stadt schlug ein Hofhund an, und bald wütheten ringsum die vierfüßigen Wächter hinter den Bretterwänden. Dazwischen erscholl eine schreiende Männerstimme:

„Hülfe! Hülfe! Mörder!"

Mit beschleunigtem Schritte sprang er in der Richtung, woher der Ton gedrungen, vorwärts in die Finsterniß und das Gewinkel einer ihm ziemlich unbekannten, menschenleeren Vorstadtregion hinein. Seiner Berechnung nach, mußte er ungefähr die Stelle erreicht haben, woher der Hülferuf erklungen. Aber nur die Hunde hielten hinter den Planken, sonst ließ sich kein Laut vernehmen. Er horchte, — es nahte sich jetzt ein Schritt, und eine Männergestalt trat aus dem Dunkel der Nacht dicht auf ihn heran.

„Ah, Sie sind's, Herr Doctor! Ist Ihnen etwas widerfahren?“

„Mir nicht,“ antwortete Herbert etwas zurückhaltend, indem er den Sozusagen wieder erkannte. „Aber man rief um Hülfe, es muß hier Jemand angefallen worden sein.“

„Ich habe es auch gehört, — die Stimme des Schloßverwalters.“

„Welches Schloßverwalters?“

„Nun, des früheren von Sonneck, der seit vier Wochen hier im Baron Buchberg'schen Comptoir beschäftigt ist. Muß wohl sozusagen mit einem blauen Aug' davon gekommen sein.“

„Rührt sich denn die Walkerbande wieder?“ fragte Herbert nach einer Pause.

Der Dienstmann zuckte die Achsel und stieß einen unartikulirten Laut aus, der sein Nichtwissen ausdrücken sollte. Dann fing er an:

„Ist ihm nicht zu viel geschehen, der Schreck lehrt ihn nur rascher laufen. Lassen wir ihn laufen, Herr Doctor Herbert. Ich habe Ihnen etwas anzuvertrauen, das Ihnen leider eine unruhige Nacht bereiten wird.“

„Mir? Nun, die Zeit ist eben nicht dazu ange-

than, ruhig zu schlafen. Heraus damit. Wen geht es an?"

„Den Herrn auf der Sonnenreut."

„Wildhoff? Was ist ihm widerfahren?" fragte Herbert heftig und erblassend.

„Noch nichts, als daß sie ihn sozusagen verfehmt haben."

„Aber das ist ja nichts Neues," erwiderte jetzt Herbert wieder aufathmend und ärgerlich darüber, daß er sich so sehr erschrecken ließ.

„Gemach, Herr Doctor," bemerkte der Sozusagen mit Gleichmuth. „Man will Morgen bei der Sonnenreut eine Treibjagd abhalten, und Herr Wildhoff soll sozusagen das Wild sein."

„Wie? Mitten im Sommer ein Haberfeldtreiben? Das ist unglaublich."

„Kein Haberfeldtreiben, sondern eine Jagd. Ja, schauen Sie nur, ein förmlicher Anschlag, eine Beschießung der Sonnenreut bei hellem Tag."

„Ist denn das möglich!" sagte Herbert ungläubig.

„Sie werden im Interesse Ihres Freundes handeln, nicht daran zu zweifeln, Herr Doctor. Alles ist möglich bei Gott und in unserm Lande zu diesen Zeitläuften."

Was er hörte, dünkte Herbert so ungeheuerlich, daß er Mühe hatte, die Aussage des Dienstmannes für Ernst zu nehmen.

„Und es ist kein Irrthum, keine Täuschung, Mann?" fragte er wieder, indem er seine Hand auf des Sozusagen Arm legte.

„Ich habe einen ganzen Tag daran gewandt und den Kerl nicht mehr aus den Augen gelassen, bis ich es aus ihm heraus hatte, nachdem ich einmal dahinter gekommen, daß etwas im Anschlag sei," sagte der Dienstmann. „Die Sache ist richtig, Morgen wird eine Rotte Bewaffneter, die zu Allem fähig ist, die Sonnenreut angreifen und beschießen. Wenn dadurch dem Besitzer der Ort verleidet wird, gut, — trifft ihn eine Kugel, sozusagen auch gut."

„Ihr sagt das sehr ruhig, Mann. Aber warum? Was hat Wildhoff verschuldet, daß man ihn verfolgt, wie einen Geächteten."

„Ja gerade so, vogelfrei als Spion und Landesverräther."

„Er?"

„Man sagt's den Leuten, daß er es sei, und das ist genug," versetzte der Dienstmann. „Dort zu Land ist man rasch mit den Stutzen bei der Hand

und macht nicht viel Federlesens. Ohnehin trägt man ihm noch nach, daß er damals mit dem Assessor, den sie jetzt von Griesbach wegversetzt haben, den Haberer fangen half, der vor Gericht eben auch nichts gestand. Dann gibt's Leute, denen die Sonnenreut gefällt — es soll ein schöner Hof sein; Herr Wildhoff mag noch außerdem Feinde haben, und Strolche gibt's überall, die für Geld zu haben sind. Genug! Morgen ist Sonntag! während des Nachmittagsgottesdienstes wird die Sonnenreut sozusagen in Noth kommen. Das wollt' ich Ihnen noch heute mittheilen, Herr Doctor."

„Da muß man sogleich die Hülfe des Gerichts in Griesbach anrufen."

„Hm," machte der Sozusagen. „Dazu wird kaum mehr Zeit sein."

„So müssen wir hier Anzeige machen und die Polizei zum Einschreiten veranlassen," sagte Herbert in heftiger Aufregung.

„Wird auch nicht sicher zum Ziele führen," entgegnete der Sozusagen, der seine volle Ruhe bewahrte und seinen bestimmten, wenn auch ehrerbietigen Ton beibehielt. „Vielleicht glaubt man Ihnen nicht oder requirirt eben wieder nur das Amt in

Griesbach. Es hat ja bei ähnlicher Veranlassuug wohl auch schon geheißen: Kommen Sie uns jetzt nicht mit solchen Lappalien, wo der Thron in Gefahr und wir nicht wissen, wo uns der Kopf steht. Ich laß überhaupt die Polizei gern aus dem Spiele, bin sozusagen kein Freund von ihr. Nun bliebe noch übrig, Ihren Freund brieflich zu warnen, — aber ein Brief käme sicher zu spät, und der Telegraph spielt jetzt nicht für's Publikum."

„Aber, um's Himmels willen, etwas muß doch geschehen!" rief Herbert ungeduldig. „Wildhoff muß Nachricht, muß Beistand haben und müßt' ich mir Flügel anschnallen."

„Das ist ein Wort, über das sich reden läßt," fiel der Dienstmann zustimmend ein. „Will man seinen Freunden helfen oder sonst etwas Rechtes thun, muß man mit eigner Hand anfassen, sonst bedeutet es nichts. Das ist sozusagen meine Maxime, und ich versichere Sie, man kommt weiter damit, als man denkt. Der Verlaß auf sich selbst ist der einzige, der den Namen verdient. Und wenn Sie daneben noch ein wenig Vertrauen auf den Sozusagen haben wollen, soll es Sie auch nicht gereuen. Mit Anderm verliert

man nur die jetzt kostbare Zeit. Und nun, Herr Doctor, waren Sie schon auf der Sonnenreut?"

Herbert bejahte.

„Sind dort Schießwaffen vorräthig?"

„Eine ganze Sammlung!"

„Das ist gut. Darauf kommt's nun an, daß man auf der Sonnenreut zu rechter Zeit gewarnt werde, um die Knechte als Mitvertheidiger des Hauses daheim behalten zu können. Aber," fuhr der Sozusagen weiter fort, „möglich, daß es an Pulver, an Blei fehlt. Gut, wir schaffen's hin, besser zu viel als zu wenig. Wir bringen es selbst. Merken die Strolche — ordentliche Bursche thun da sicher nicht mit — merken sie nur erst, daß man widerstandsfähig sei, so ist das Meiste gewonnen. Es werden ihrer kaum mehr als ein Dutzend sein, — und die kann man sozusagen jedenfalls im Schach halten. Meinen Sie nicht, Herr Doctor?"

„Völlig einverstanden," rief Herbert, indem er weiter schritt, während der Sozusagen, der bei der ganzen Verhandlung so viel Verstand und Besonnenheit zeigte, neben ihm her ging. „Völlig einverstanden, Wendel, wenn Sie mein Begleiter auf dieser Expedition sein wollen. Es handelt sich nur noch darum,

wie wir hinkommen. Wegen des Kriegstransports sind die Personenzüge zum Theil beschränkt, zum Theil ganz eingestellt. Und stände uns auch gleich noch in dieser Nacht ein Reisewagen zur Verfügung—"

„So ginge es doch nicht," fiel der Sozusagen eifrig ein, „denn es bedarf der Vorbereitungen. Jetzt ist bald Mitternacht. Wo bekommen wir die nöthige Munition? Morgen Vormittag geht ein Zug, der uns mitnimmt. Ich melde mich frei, wir haben Zeit, alles zu besorgen und kommen noch früh genug an, um Ihrem Freunde beizustehen oder den Ueberfall sozusagen ganz zu verhindern. Ueberlassen Sie mir die Besorgung. Werden Sie eine Waffe mitnehmen, Herr Doctor?"

„Ich habe nur ein paar alte Pistolen zu Hause."

„Dann, Herr Doctor, erlauben Sie, daß ich Ihnen für Morgen einen handsamen, schönen Revolver neuester Technik mitbringe. Es fällt mir sozusagen leicht, ihn zu erhalten. Und für mich werde ich auch so was Kugelnspritzendes mitnehmen. Es soll mir sozusagen eine Freude sein, wenn ich's nicht anzuwenden brauche, aber auch eine Freude, wenn's seine Schuldigkeit thut. Solch' feigen Strolchen, wie

dieser Haggl, bei der Gelegenheit eine blaue Bohne in die schlechte Haut zu pflanzen, ist so wenig eine besondere Gewissenssache, als z. B. dem Baron Buchberg, dem Baron Leith, Bankier Berdelli und andern ehrenwerthen Männer gelegentlich die Haut vollschlagen, — oder nicht, Herr Doctor?"

Offenbar war dem Sozusagen daran gelegen, Herberts Meinung darüber zu vernehmen, wie sein Blick beweisen konnte, der gespannt und erwartungsvoll herüber gerichtet war, ohne daß die Dunkelheit eine Beobachtung der Züge Herberts gestattete. Dessen Aufmerksamkeit war jedoch zu ausschließlich auf das Schicksal seines Freundes und die Mittel zu seinem Beistande gerichtet, als daß ihm diese Berufung an sein Urtheil in einer seltsamen Nebeneinanderstellung auffiel. Herbert hatte keine Antwort und ging schweigend neben dem Sozusagen her, indem sie eine städtische Hauptstraße erreichten, welche von einem sprühenden Strichregen des nächtlichen Gewitterhimmels gestreift wurde. Noch bevor sie sich trennten, sprach der Sozusagen seine Freude darüber aus, mit dem Herrn Doctor Hand an's Werk legen zu dürfen, und daß die Gerichte aus dem Spiele blieben. Der philosophische Dienstmann hatte darüber seine eigenen

Gedanken; heut zu Tage — meinte er — richte das Recht öfter seine Spitze gegen das Unglück, als gegen das Laster, und die verheerendste Lasterhaftigkeit könne sich unbehelligt breit machen, so lange ihr das Glück treu bleibe; da trete die Pflicht an Einen heran, mit seiner eignen Person für besseren Ausgleich einzutreten, und mit ernstlichem Willen lasse sich denn auch alleinstehend unglaublich viel wirken.

Diesen Ton hatte der Sozusagen schon einmal gegen Herbert angeschlagen, ohne daß dieser jedoch diesmal dazu gelangte, über seine Bedeutung nachzudenken. War doch sein Wesen so sehr von dem einzigen Gedanken eingenommen, dem bedrohten Freunde entweder Rettung zu bringen oder doch in der Gefahr zur Seite zu stehen, daß auch familienväterliche Erwägungen sich zu keinem entscheidenden Bedenken gegen sein Wagniß steigerten oder Einfluß auf seinen Entschluß gewannen.

Nach einer immerhin unruhigen Nacht nahm er von Frau und Kindern Abschied, ohne sich über Ziel und Zweck seines Ausflugs näher zu erklären. Im Bahnhof wartete seiner zur bestimmten Stunde der wackere Dienstmann sozusagen mit Sack und Pack. Hier herrschte große Verwirrung. Ein neuer Trans=

port Verwundeter war angelangt und wurde von der Einwohnerschaft empfangen, während die Nachrichten vom Vorrücken der feindlichen Truppen im Lande und von der Lage der eigenen Armee die Bestürzung vermehrten. Das Publikum erging sich in bitteren Worten, wie Herbert zu beobachten Muße genug hatte, da wegen dringenden Kriegstransports der angesagte Personenzug unterblieb, vielmehr verschoben wurde. Zwei Stunden Verspätung! Sie konnten verhängnißvoll für den bedrohten Freund werden. Es war eine zweistündige Pein und Marter für Herbert, und auch der Sozusagen sah besorgt drein.

Endlich jedoch brauste der Zug mit ihnen zur Bahnhalle hinaus in's sommerliche Land, rasch und rascher, bald mit rasender Hast, — dennoch für die Ungeduld Herberts zu langsam. Wie quälten ihn die wenigen Minuten an den Haltstationen! Er meinte herausspringen und den Weg zu Fuß zurücklegen zu müssen. Endlich war die Station zunächst der Sonnenreut erreicht. Nun handelte es sich um den nächsten Weg dahin, den Herbert in dieser Richtung nicht kannte. Er wandte sich an einen der Bauernbursche, welche da in der kleinen Bahnhalle harrten, um in sichtlicher Aufregung von den Conducteuren

irgend ein übertreibendes Wort über die Zustände in der Hauptstadt und die Vorgänge auf dem Kriegsschauplatze zu erhaschen. Ohne Antwort zu geben, drehte sich der Bursche mit einem vielsagenden Blicke zu einem älteren Bauer um, der dann herantretend die beiden Passagiere zweideutig ansah und fragte:

„Was wollt's denn heut' auf der Sonnenreut?"

„Wenn Ihr aus der Gegend seid," entgegnete Herbert geärgert, „so ist's Euch sicher nicht unbekannt, daß man dorten heute Freunde brauchen dürfte."

Der Bauer zuckte die Achseln und trat zu den Burschen zurück.

„Um Gottes willen, Herr Doctor," flüsterte jetzt der Sozusagen besorgt, „fort, wenn wir nicht als Spione angehalten werden wollen."

Herbert gewahrte, wie sehr die Mahnung gegründet war. Nun sahen sie sich nach dem Ausgange um und wollten auf's Gerathewohl fort. Das Ab- und Zugehen, das Gedränge um sie her, hinderte sie momentan. Da sagte Jemand neben ihnen:

„Mir nach, alter Sozusagen!"

Als sie aufschauten, sahen sie anfänglich Niemanden, dem sie die Worte hätten zutrauen mögen, bis der scharf umherspähende Blick des Dienstmannes

einen Stationsdiener entdeckte, den er als einen früheren Kameraden erkannte.

„Kommen Sie schnell, Herr Doctor!" flüsterte der Dienstmann, und beide folgten dem Stationsdiener, der eine Thür öffnete und hinter derselben verschwand, nicht ohne einen sprechenden Blick zurück.

Sie traten durch dieselbe Thür, welche von dem Bahnbediensteten nun alsbald verriegelt wurde, worauf er zu einer andern nach der Rückseite des Gebäudes sprang und diese aufriß, indem er den Arm ausstreckend in kurzangebundener Weise sagte:

„Quer durch's Gärtchen über den Zaun hinunter in's Gebüsch, unten rechts an der Fallach hinauf zum Steg, den Berg hinan durch den Wald, an dem Marterl gradaus weiter. Nur schnell! Es hat Eile!"

Ohne ein weiteres Wort zu wechseln, folgten sie dem Rathe, worauf der Stationsdiener auch diese Hinterthür verschloß und, um die kleine Bahnhalle laufend, seinem Dienst nachkam, als sei nichts vorgefallen. Sobald Herbert und der Sozusagen hinter dem Zaun waren und an dem Abhange hinunter zu rutschen begannen, waren sie auch den Blicken der mißtrauischen Bauern oben entzogen. Da unten

rauschte die Fallach im schönen frischen Mühlengrunde, — Sonntagsruhe und feierlich friedliche Stimmung über der Landschaft, in der keine Ahnung zu walten schien von der Noth der Zeit, von dem blutigen Krieg, der Deutschland zerfleischte und die Gemüther wild aufregte. Das Gewitter der verflossenen Nacht hatte seinen Wolkensegen über den Grund ergossen, daß jetzt Alles im frischesten Grün prangte. Oben brauste der Zug weiter, als unsere Wanderer schon an der Fallach in der bezeichneten Richtung mit beschleunigten Schritten flußaufwärts eilten, um zu dem bezeichneten Stege zu gelangen. Weiterhin rauschten die Wehre und klapperten die Mühlen; Glocken, die zum Nachmittagsgottesdienste läuteten, hallten fern herein; sonst keine Spur von Menschen.

Als sie jedoch um eine Biegung des Stromthals kamen, bemerkten sie da, wo das Alpenwasser an einer ausgefressenen Stelle im Kreise wirbelte, zwei Männer in der landesüblichen Joppe, mit Angeln beschäftigt. Ob die friedliche Thätigkeit nur zum Scheine angenommen war, in Wirklichkeit aber von den Anglern der Flußübergang bewacht wurde, konnte aus dieser Entfernung nicht entschieden werden. Der Verdacht

lag aber nahe, daß letzteres der Fall, als die Wanderer einen hochländischen Burschen gewahrten, der am steilen Abhang herunter rutschend, offenbar den Anglern und dem Stege zustrebte. Ihr Mißtrauen war jetzt so rege geworden, daß sie bei aller Entschlossenheit Vorsicht anzuwenden beschlossen, ihre Waffen herausnahmen, untersuchten und luden, wobei sie von dem Hochländer beobachtet wurden, der nun mit forschenden Blicken herüberspähte und die beiden Angler auf die Nahenden aufmerksam machen zu wollen schien. Entschlossen den Uebergang, wenn er ihnen streitig gemacht werden sollte, je nach Umständen zu erzwingen, zuvor sich aber zu vergewissern, wessen man sich zu versehen habe, rief Herbert aus einiger Entfernung die Angler an:

„He da! Ist der Steg über die Fallach abgebrochen?“

„Nicht abgebrochen,“ rief einer der Männer herüber, indem er mehr aus dem verdeckenden Gebüsche heraustrat. „Gleich hinter der Biegung werden Sie ihn finden.“

„Aber, Doctor Herbert,“ fuhr jetzt die Stimme fort, „Sie kommen ja zu uns, wie in Feindes Land? Was soll das bedeuten? Wollen Sie von dem Land

hinter der Fallach Besitz ergreifen? He, Mann, Antwort, wenn wir Ihnen nicht den Uebergang streitig machen sollen."

Herbert war vor freudigem Erstaunen so lange sprachlos, bis er über den Steg rennend vor den Malern Werner und Sturm stand, die hier der friedlichen Beschäftigung des Angelns oblagen, während der hochländer Bursche in einiger Entfernung stehen blieb. Schnell waren einige erklärende Worte gewechselt; die beiden Künstler, welche zu dieser stürmischen Zeit in dem stillen Erdenwinkel auf einige Tage Quartier in einer nahen Mühle genommen, hatten keine Ahnung gehabt von dem Anschlag auf die Sonnenreut und waren sogleich bereit, Herbert in seinem Unternehmen zu unterstützen. Sie zweifelten nicht, daß sich unter der Rotte dieselben Bursche befänden, von welchen sie selbst vor einigen Tagen, der Spionage verdächtig, aufgegriffen und bis nach Griesbach vor den Amtmann geschleppt worden waren. Sie hatten mit denselben also ohnehin noch ein Hühnchen zu pflücken und wollten die Gelegenheit um so weniger versäumen, als der Hauptzweck die Beseitigung einer Gefahr war, in welcher jedermann Anspruch auf Beistand hatte. Für beide

Künstler, die mit Jagdkarten versehen waren, handelte es sich nur noch darum, ihre Gewehre aus der Mühle zu holen oder Herbert und dessen Begleiter zu bestimmen, mit ihnen den Umweg zu machen. Während man in der Eile darüber verhandelte, wagte sich der hochländische Bursche im Gebüsche, aufmerksam lauschend, immer näher, bis er bemerkt wurde.

„He da," rief ihm jetzt der Maler Werner zu, indem er gegen ihn vortrat. „Was spionirst Du da herum?"

„Ich spionir' nit," versetzte der Bursche vortretend, und Herbert erkannte den Bernecker Hanns. „Ich spionir' nit, bin aber mit dabei, wann's mit der Sonnenreut so steht, wie Ihr sagt. Redlich und ehrlich will ich dem Herrn Wildhoff beistehn helfen, wann's mich mitlassen."

„Du sollst mit, Hanns!" rief Herbert, während auch Sturm den Burschen wieder erkannte, welcher damals — vor zwei Jahren — im Vaterhause seiner Cidli am See die Sonnenreuter Lisi aufgesucht hatte, am nämlichen Abende, da auch Wildhoff mit jener wunderschönen Blondine aus dem Norden Deutschlands dahingekommen war.

Wie hatten sich seitdem die Dinge geändert! Wie unerwartet hatten sich die Geschicke jener Liebe gestaltet, die damals ein aufblühendes Glück im engen Kahne durch die Mondnacht geleitete. Derselbe Wildhoff saß jetzt als Wittwer der schönen Ida v. Luckner, ein Einsamer, verVehmt und von der Rache eines aufgeregten Volkes bedroht, auf derselben Sonnenreut, der man eben beizuspringen im Begriffe war. Wo aber mochte jenes blonde Kind des Nordens weilen, von dem man gesagt, daß es mit brechendem Herzen den See verlassen habe? In welcher Lebenslage mochte Irene v. Helming an ihren kurzen Liebestraum an dem schönen See zurückdenken? Das Alles blitzte dem Maler Sturm jetzt durch den Kopf, wo er bereit stand, sich demselben Wildhoff in der augenblicklichen Gefahr zur Seite zu stellen, der all' sein Unglück wohl an jenem holden Mädchen verschuldet haben mochte.

Der Bernecker Hanns dagegen ergriff mit leidenschaftlichem Eifer die Gelegenheit, seine Schuld gegen die Bewohner der Sonnenreut wenigstens theilweise zu tilgen, indem er auf unverweilten Aufbruch dahin drang. In Geschäften seines Vaters, der sich damals in Folge der landwirthschaftlichen Krisis und

eines kostspieligen Prozesses in Verlegenheit und Bedrängniß sah, war Hanns in die Gegend herunter gekommen und er wollte sich dabei den Anblick der Sonnenreut gönnen, obgleich er wußte, daß die wieder genesene Lisi sich seit Wochen bei einer entfernten Verwandten aufhielt.

Da jede versäumte Minute für die Sonnenreut verhängnißvoll sein konnte, eilten denn auch Herbert und sein Genosse dem Hanns nach, den Waldhang empor, während die beiden Maler nach Waffen laufen und nachkommen wollten. In banger Hast; die verlorene Zeit wieder einzubringen, stieg Herbert zur Waldhöhe. Hanns hatte dem Sozusagen die Last des schweren Ranzens abgenommen, war dessen ungeachtet auf dem steilansteigenden Pfade immer voran. Endlich oben anlangend, lauschten sie in der Richtung der Sonnenreut. Die tiefste Stille lag über dem Lande. Schon gaben sie sich der Hoffnung hin, daß ihre Besorgniß unbegründet gewesen, daß die Nachricht von dem Anschlag eine Täuschung oder daß man von der Ausführung abgestanden sei.

Da fiel ein Schuß in der Ferne. Noch einer, und wieder einer, und mehrere. Erblassend hörte es Herbert. — Rascher ward ihr Laufen. Aus der Rich-

tung der Sonnenreut tönte verwehtes Büchsengeknatter, wie lebhaftes Tirailleurfeuer. Herbert war bleich geworden; das Blut drängte sich zu seinem Herzen.

„Mein Gott!“ rief er. „Wir kommen zu spät!“

Der Hanns aber eilte nur immer vorwärts, die beiden andern nach. Das Feuern drüben hielt ununterbrochen an, man vermochte den Rauch über dem Walde zu erkennen.

Auf der Feldhöhe draußen stand ein einzelner Mann und schaute in der Richtung des Schießens dahin. Hanns rief ihn an, mitzukommen. Der Bauer aber zuckte die Achseln, warf noch einen bedeutsamen Blick nach dem Giebel des Buchbergschen Schlosses Sonneck hinüber, und ging weiter, als berühre ihn die Sache nicht. Und doch war es der Gemeindevorsteher von Sonching, der gerade diesen Nachmittag gewählt hatte, um über Land zu gehen.

Jetzt tauchte die Sonnenreut auf, — das Büchsenfeuer knallte schärfer, Schuß auf Schuß fiel, und von der Schlucht bei dem Scheibenbühl hallte es laut herüber, während der Rauch deutlich aufwirbelte. Mit Anstrengung aller Kräfte sprangen die Drei, ohne mehr auf gebahnten Weg zu achten, querfeldein in der Richtung des bedrohten Hauses, — Herbert

mit zusammengekniffenen Lippen, den Revolver in der Faust, ebenso der Sozusagen, — der Hanns aber in der Erwartung, auf der Sonnenreut zu einem Gewehre zu gelangen, das er gegen die Angreifer handhaben wollte. —

Sechstes Capitel.

Handelt von den Vorgängen auf der Sonnenreut.

An jenem Sonntage waltete bald nach Mittag eine große, fast einschläfernde Stille um die Sonnenreut. Denn Knechte und Mägde waren heute fort über Land gewandert, in die Heimath, in Kirchen oder Wirthshäuser, je nach ihren Neigungen. Von den Dienstboten war nur die alte Köchin Wildhoffs, dann die Wärterin des Kindes zurückgeblieben, die den kleinen Oskar nicht aus den Augen ließ. Dieser dämelte jetzt auf den Dielen der Altane umher, legte sich auf den schläfrigen Wolf nieder und spielte mit einem schönen Pudel, der zur Belustigung des Kleinen allerhand drollige Stellungen annahm, die er von seinem frühern Herrn gelehrt worden. Philax war nämlich einem der Knechte zugelaufen und hatte auf der Sonnenreut ein freundliches Asyl gefunden, wo er sich bald als Spielkamerad des kleinen Oskar

Verdienste erwarb und sich eben wieder besonders bestrebte, demselben zu gefallen. Dazu schien die Sonne warm herunter, bis eine der weißen Wolken im blauen Aether ihren Schatten über die Sonnenreut gleiten ließ; unten verlor sich das grüne Land allmälig anschwellend in das verschleierte Blau der majestätischen Alpenkette.

Während der Sonnenreuter einsam in seiner Stube saß und in diesem Augenblicke, unberührt von den Weltereignissen, seiner Tochter und deren Zukunft in einer Gegend gedachte, wo sie als Verdehmte ein entsagendes Leben führen mußte; während er in trüben Betrachtungen der Verfolgung und Verläumdung dachte, der er selbst so lange ausgesetzt war: saß Wildhoff oben im Schatten eines leinenen Baldachins auf der Altane und las, ungestört von dem leisen Lallen und Lachen des Kindes, die Zeitungen. Eben legte er sie weg. Ihr Inhalt hatte ihm die Ruhe wieder geraubt, welche mit der Stille des Nachmittags in seine Seele eingekehrt war. Alle die berührten tapfern Thaten im Bruderkampfe, der in Deutschland wüthete, konnten ihm das erhebende Mitgefühl nicht erregen, das er bei einem Krieg gegen das Ausland unzweifelhaft empfunden hätte.

In der Trauer um das blutende Vaterland gab es nur einige wenige Lichtpunkte: das waren zum Ersten die herrlichen Siege, welche auch die im Bruderkriege unterliegende deutsche Macht nebenbei gegen das Ausland erfocht; zum Andern der Schreck, der auch in jene fremden Mächte fuhr, welche dem deutschen Kriege schadenfroh zugesehen, als ihre Bestürzung die Energie gewahrte, mit welcher die siegende unter den deutschen Mächten unerhörte und unerwartete Erfolge erzielte. Jedoch waren diese Momente nicht eben geeignet, ihn froh zu stimmen, sondern nur, seine Trauer nicht völlig ohne Trost zu lassen.

Außerdem lag für den Schmerz seines Lebens eine heilende Kraft in diesen entscheidenden Ereignissen. Wo das Schicksal so gewaltsam und trügerisch mit Staaten und Völkern spielte; wo das eiserne Rad des Kriegswagens über Tausende von Menschenleben, über das Glück einer noch größeren Zahl vernichtend hinrollte; wo die am blutigen Gräuel Unschuldigsten zu ganzen Haufen in das zerstörende Geleise geschleudert wurden: da mußte das Leid des Individuums als verschwindendes Atom im großen Schmerze der Zeit erscheinen. Zwar der Tod dünkte ihn selbst nicht das Größte der Uebel, der

Verlust materiellen Lebensglückes nicht das härteste Unglück. Aber wie Viele, die das Leben und seine Vortheile als Höchstes anzusehen hatten, waren dem unerbittlichen Loos verfallen: dies Höchste schuldlos einzubüßen!

So hatte der Sturm, der über Deutschland hinwüthete, den eigenen Schmerz mildern gelehrt und in Wildhoff läuternd gewirkt, indem es denselben jetzt zu einer Resignation hindrängte, die wenig mehr von unberechtigter Selbstsucht in sich hatte. Jene Stimmung der Entsagung hatte ihn überkommen, die auf früheren Ehrgeiz, frühere Hoffnungen und Erwartungen, wie auf ferneres Glück, selbst auf das Verlangen nach Vergeltung verzichten lernt und ihre bescheidene, wenn auch schwere Pflicht übt, ohne Anspruch auf Anerkennung, auf Erfolg und Ruhm vor der Welt. Von den Menschen erwartete er nichts mehr. Das Leid, das ihm von denselben geworden, wollte er noch vollends überwinden lernen, — er hoffte nur, daß man ihm die Ruhe nicht wieder stören möge, in die er einstige Wünsche und Bestrebungen eingewiegt. Jetzt hatte er ein Ziel für sein — um alle Blüthen gebrachtes Leben: Wenn ihm das Kind Ida's auch nicht das Dasein dankte, sollte es

ihm doch die besten Güter dieses Daseins zu danken haben, jedoch ohne je zum Bewußtsein des Umfangs seiner Dankverpflichtung gegen ihn zu kommen. Wohl war ihm das Kind durch Gewohnheit des Umgangs und unter seinen Augen aufblühend, bereits theuer geworden, und es gab Stunden, wo er völlig vergessen konnte, welchem Verrathe das arme Wesen das Leben dankte, Stunden, in welchen er beim Blick in dieses kindliche Antlitz nur das ungetrübte Spiegelbild der Züge Idas genoß. Daneben waren aber auch jene Stunden nicht ausgeblieben, wo ihn immer wieder mit Geierskrallen die Erinnerung faßte, welcher verrätherischen Treulosigkeit des Kindes Leben entsprossen, welcher Fleck auf dessen Geburt ruhte, welches Elend schon der Keim seines Daseins über die Familie seiner Mutter gebracht; es fehlte nicht an Augenblicken, wo sich Wildhoffs innerstes Gefühl gegen die Rolle eines Vaters empörte, die ihn vor der Welt erniedrigte und vor sich selbst demüthigte. Jedoch wurden diese Momente immer seltener. Und die bitteren Empfindungen wichen weniger selbstischen Regungen, tiefem Mitleide ob des künftigen Augenblicks, wo diesem ahnungslosen Wesen einst durch Andere oder durch eigene Erkenntniß Klarheit über die

eigentliche Natur seiner Geburt werden möchte. Wildhoff zitterte auch jetzt in der Vorempfindung des Schmerzes dieser Erkenntniß seines Pfleglings, der dort in kindlicher Einfalt, ahnungslos mit Wolf und Philax spielte.

„Armes Kind!“ flüsterte er bei sich. „Ich will Dich hüten, hüten wie meinen Augapfel, damit Dir eine Entdeckung erspart bleibe, die Dein Leben vergiften müßte. Du sollst Deine Mutter stets in dem reinen Lichte sehen, das unser eignes Leben ohne unser Wissen verklärt, das getrübt unsere Seele beschattet oder unheimlich beleuchtet, wie einen verfluchten Ort.“

Damit ging er hin und hob das Kind zu sich auf, um ihm die zart gebräunte Wange zu küssen. Er behielt es auf dem Arme, und es schaukelte sich munter lallend auf demselben, indem es die Hände bald nach der blauen Alpenkette da drüben, bald nach dem vorüberziehenden weißen Gewölke oder nach den Vögeln ausstreckte, die das Haus umflogen. Die alte Köchin brachte jetzt eine Tasse Kaffee heraus, den Wildhoff gewöhnlich auf der Altane einzunehmen und dazu eine Cigarre zu rauchen pflegte. Nun setzte er den kleinen Oskar wieder nieder und griff an seine

Brusttasche nach der Cigarrendose, die er jedoch vermißte.

„Thekla," sprach er zu der Wärterin, die sich bescheiden in einiger Entfernung hielt, „wollen Sie einen Augenblick das Kind meiner Obhut überlassen und so freundlich sein, mir meine Cigarrendose aus meinem Arbeitszimmer zu holen? Sie muß auf dem Sekretär oder auf einer der Bücherbarren daneben liegen."

Wildhoff war sonst nicht gewohnt, sich etwas besorgen zu lassen, das er sich selbst leicht verschaffen konnte, oder seine Leute durch solche kleine Aufträge in Athem zu erhalten. Doch wußte er, daß er der gutmüthigen, willigen Thekla durch solchen Anspruch an ihre Dienstfertigkeit eine Freude bereitete. Alsbald war auch diese in's Haus gelaufen, mußte jedoch offenbar lange nach dem ersehnten Gegenstande suchen, während Wildhoff sich zu seinem Kaffee niedersetzte und dem Spiel des Kindes mit dem Pudel zusah. Der Anblick des Hundes rief ihm einen Moment in's Gedächtniß zurück, in welchem ein ähnlicher Pudel eine Rolle spielte, — jenen Spaziergang mit Herbert über die Brücke der Hauptstadt, — jenen Tag, der schon alle Keime seines eigenen tragischen Geschickes, das damals noch

ungeboren der Zukunft im Schooße lag, in sich vorgebildet enthielt. Der instinctive Haß, der ihn beim ersten Anblick Leiths erfaßt, kam jetzt in ihm zum lebhaften Nachgefühle, nicht minder der Widerwille, mit welchem er die Erscheinung der kleinen Kratzbürste wahrgenommen, als Herr Arthur Maier zur Erheiterung der Zuschauer auf die seltsamste Art um seinen gelehrigen Pudel gekommen. Wildhoff hatte sich damals nicht sonderlich beunruhigt gefühlt, als er wahrgenommen, daß ihn der kleine Maier mit seinem Hasse beehrte. Seitdem war ihm jedoch eine ziemlich klare Vorstellung darüber geworden, welchen Antheil diese boshafte Kratzbürste an der traurigen Wendung seines eignen Schicksals und desjenigen der armen Ida hatte. Und noch heute war die Gluth des Hasses nicht verglommen, den dieser Arthur Maier gegen ihn nährte. Suchte doch der Kleine dies auch eben so wenig zu verbergen, als Wildhoff seine Abneigung zu verdecken wußte, wenn die öftere Anwesenheit des Männchens auf Schloß Sonneck jeweilig eine Begegnung auf den Feld- und Waldpfaden herbeiführte.

Wildhoff hätte sich wohl nicht so rasch von der unangenehmen Vorstellung loszumachen gewußt, wenn nicht Thekla jetzt mit einem ziemlich bestaubten zier-

lichen Etui zurückgekommen wäre, das sie schweigend dem Herrn auf den Tisch legte. Er dankte etwas gedankenvoll und öffnete zerstreut, was vor ihm lag, ohne es genauer in's Auge zu fassen. Jedoch — keine Havanna duftete darinnen, sondern nebst verschiedenen zusammengelegten Papierblättern lag da ein Sträußchen von Herbstblumen, — nur ein kleines Sträußchen, verwelkt, verdorrt, die Farben kaum mehr erkennbar.

Thekla hatte sich offenbar vergriffen, Wildhoff jedoch verlangte nach keiner Berichtigung. Der Wechsel seiner Gesichtsfarbe zeigte für die starke innere Wallung, für eine lebhafte Gemüthsbewegung, von der er ergriffen worden.

Seit Jahr und Tag war ihm dieses Büchlein nicht mehr in die Hand gekommen, seit Ida's Tod hatte er vermieden, dasselbe zu öffnen. Jetzt nahm er mit zitternder Hand die welken Blumen, öffnete die Blätter, welche dabei lagen. Es waren Zeichnungen, landschaftliche Architekturbildchen, im Hintergrunde ein reizendes Landhaus, im Vordergrunde auf der Terrasse ein junges Paar, das selig umschlungen hinausblickte. Wildhoff saß da, Alles um sich her vergessend, still, versunken und verloren in einen da=

hingeschwundenen seligen Traum, — in schöne glückliche Bilder der Vergangenheit.

Unten in der Landschaft vor der Sonnenreut läuteten die Kirchenglocken zum Nachmittagsgottesdienste, — die fernen Klänge flutheten in der Luft zu einer lieblichen Melodie zusammen. Wildhoff aber sah nur immer vor sich hin, und vor seinen Augen tauchte es auf wie eine Fata Morgana. Da wallte ein weiter, blauer See, ein Kahn stieß an's Land, darinnen das holde Mädchen mit der goldenen Lockenfluth. Dann saß er an ihrer Seite, dicht neben ihr in dem engen Kahn auf dem im Mondlicht wallenden See; und wieder am blumigen Rain, aus ihren Händen die Herbstblumen empfangend; und wieder im Anblick von See und Gebirg, den Arm um ihren zarten Körper gelegt — nur einen Augenblick. Aber wie schwoll ihm das Herz in der Nachempfindung dieses Augenblicks! Und wie zuckte sein Mund, wie leuchtete sein Auge in feuchtem Glanze beim Gedanken eines andern Augenblicks, da ihre tiefblauen Augen leidvoll und weinend zu ihm aufschauten und ihr schmerzbeklommener Busen an seiner bewegten Brust wogte! Seit ihr Bild vor der verklärten Erscheinung der sterbenden Ida in den Hintergrund gedrängt wor-

den, war es ihm nicht wieder so lebhaft, so in aller Reinheit und Holdseligkeit vor Augen getreten, als jetzt. Und würde die Selige dieser Erinnerung zürnen, nachdem sie mit dem theuern Namen auf den Lippen von hinnen geschieden? Gewiß nicht.

Und wo, in welchen Verhältnissen mochte jetzt Irene jener schönen Tage gedenken, — wenn sie ihrer überhaupt noch gedachte!

Der Schmerz der Entsagung griff ihm an's warme Herz. Von all' seinem Glücke, von all' den schönen Hoffnungen seines Lebens war nichts übrig, als die Erinnerung und dieses welke Sträußchen verdorrter Feldblumen. — —

„Herr Wildhoff!"

Betroffen schaute er auf, als ihn diese Anrede aus Träumereien in die Wirklichkeit zurückrief. Der Sonnenreuter stand vor ihm, in seiner Miene eine Unruhe, die dort selten Platz griff. Wildhoff raffte schnell Blumen und Blätter zusammen, legte sie in das Taschenbuch und steckte dieses zu sich, — dann strich er mit der Hand über die Stirne, als wollte er Empfindungen und Erinnerungen hinwegstreifen, um sich ganz den Forderungen der Gegenwart hinzugeben.

„Nun, Sonnenreuter," fragte er, „was ist los?"

„Krieg im Lande!" war die Antwort des Mannes, der offenbar nicht mit sich im Klaren war, wie er einleiten sollte, was er mitzutheilen hatte. „Ja, es ist jetzt Krieg im Lande!"

„Eben kein Geheimniß und nichts Neues mehr!" erwiderte Wildhoff.

„Nein, aber doch ist neu, daß die Sonnenreut beschossen werden soll."

Wildhoff sah den Sprecher an, erstaunt, den ernsten Mann zum Scherzen aufgelegt zu finden. Der aber fing jetzt seinen verfänglichen Bericht ohne fernere Umschweife an. So eben sei nemlich die Kordel, welche die Stelle der rothen Urschi im Stalle inne habe, athemlos heimgekommen, da sie beim Kirchgang von dem Plan gehört, die Sonnenreut zu überfallen, was sie augenblicklich ihrer Herrschaft hinterbringen wollte.

„Also ein Habererhandstreich bei hellem Tage und mitten im Sommer!" sagte Wildhoff, ruhig sitzen bleibend. „Ich glaub es nicht. Warum sollte man uns schon wieder heimsuchen?"

Nun erklärte aber der Sonnenreuter, daß der Haberfeldbund als solcher wohl nichts mit dem An-

schlag zu thun habe, wenn auch einzelne Haberer dabei betheiligt sein möchten.

„Aber," fuhr Wildhoff noch immer gleichmüthig fort, „ohne Anlaß kann sich doch Niemand zu solcher Verfolgung entschließen."

„Den Anlaß gibt der erregte Verdacht, daß wir Feinde des Landes und Spione seien," bemerkte der Sonnenreuter. „Das ist einer gewissenlossen Rotte genug, vom Beifall der Bevölkerung getragen, die Sonnenreut zu überfallen, wenn — die Anstifter treiben."

Wildhoff erhob sich jetzt ungeduldig von seinem Sitze.

„Wo ist diese Kordel?" fragte er.

„In den Ställen, wo sie das Vieh anbindet, die Fenster und Luftlöcher mit Bettkissen verstopft und —"

„Das sieht nun allerdings aus, als glaube sie ernsthaft an die Gefahr," fiel Wildhoff etwas beunruhigt ein.

„Und wir werden wohl thun, ihrem Beispiele zu folgen, Herr," meinte der Sonnenreuter. „Sehen Sie doch, sehen Sie!" fuhr er eifrig fort, indem er bis an die Brüstung der Altane vortrat und an den Baumkronen vorüber in der Richtung des Pavillons

und Scheibenbühls deutete. „Bemerken Sie nichts dorten am Waldsaume?“

Wildhoffs Augen folgten der bezeichneten Richtung.

„In der That,“ sagte er, „dort an der Lisiere des Gebüsches tritt ein Mann mit einer Büchse vorsichtig hervor. Dort kriechen zwei Andere über den Rand der Schlucht — und, Gott weiß es, auf dem Scheibenbühl sind mehrere an die Kirschbäume postirt. Thekla!“ wandte er sich jetzt zu der Wärterin des Kindes, die zitternd dem Gespräche zugehört hatte und nun erbleichend den kleinen Oskar von den Dielen aufhob. „Gehen Sie mit dem Kinde hinein!“

In demselben Augenblick krachte es drüben schon. Thekla stieß einen lauten Schreckensruf aus und preßte das Kind heftig an sich, indem sie es mit ihrem Körper deckte, während der Kleine entsetzt an ihr hing und sich krampfhaft an ihrem Gewande hielt. Zugleich klirrte es neben an, — eine Kugel hatte ein Fensterholz treffend zwei Scheiben des Salons zerschmettert und schlug krachend in die Wandtapete. Wüthend riß der Hofhund unten an der Kette, Wolf rüttelte sich mit gesträubtem Rückenfell und heftigem Knurren auf, Philax sprang wie toll auf das Gebäude

der Altane und schnupperte bellend und heulend in der Luft nach der Gegend hin, woher geschlossen worden. Indeß hatte Thekla das ängstlich winselnde Kind durch den Salon nach dem Corridore getragen, indem sie unter der Fensterhöhe hin mit geduckter Haltung mehr kroch als lief.

„In die untere Wohnung! In Lisi's Stube!“ rief ihr der Sonnenreuter nach, denn diese war von den vorliegenden Oekonomiegebäuden mehr gedeckt, als die obere Fensterreihe. Dann wandte er sich an Wildhoff, der, jeder gut gezielten Kugel ausgesetzt, mit zusammengekniffenen Lippen und funkelnden Augen noch auf seinem Platze stand: „Kommen Sie, Herr! Bitte! Wir müssen uns schützen und wehren, so gut es geht.“

Damit hatte er Wildhoff am Arm gegriffen und zog ihn nun hinter den Fensterpfeiler der Salonthüre. Wildhoff war aber auch bereits zum vollen nüchternen Bewußtsein der Gefahr und der Mittel zu deren Abwendung gekommen. Das Kind wußte er unten vorläufig geschützt, und soviel man bemerken konnte, machten die Angreifer keine Bewegung, welche darauf hindeutete, daß sie ihre gewählte und gesicherte Stellung verlassen und eine andere Seite des Hauses bestreichen wollten. Der Salon aber bot den geeigne-

ten Ort zur Beobachtung der Gegner. Es galt nur, die bedrohten Fenster auf Mannshöhe zu verrammeln, was mit der gepolsterten Rücklehne eines Divans und einigen Sophakissen rasch bewerkstelligt war. Während dieser Arbeit fragte Wildhoff, wie stark die Besatzung des Hauses sei und erhielt die entmuthigende Antwort, daß die Knechte alle fort und außer ihnen selbst nur noch die drei Frauen und das Kind gegenwärtig seien; die Kordel dürfe jedoch im Moment der Noth als Mann gerechnet werden.

„Sind Waffen da?"

„Waffen genug, aber kaum mehr Pulver zu fünf Schüssen," antwortete der Sonnenreuter seufzend. „Die Knechte haben den Pulvervorrath bei der neulichen Prozession verpufft, — hol' sie der Henker dafür."

„Wir müssen also die Schüsse für den alleräußersten Fall sparen, aber so rasch als möglich alle Fenster nach dieser Seite sichern," sagte Wildhoff. „Hören Sie nur, wie die Kugeln in's Fachwerk einschlagen und auf dem Dache abprallen. Es ist eine förmliche Beschießung. Wenn wir nur auszuhalten vermögen, bis der Gottesdienst zu Ende und die Leute im Dorfe aufmerksam werden."

Der Sonnenreuter lief jetzt in den Corridor und rief

nach der Kordel und Köchin, damit sie hälfen, die Fenster mit Betten und Kissen zu verstopfen. Die Erstere, eine lebhafte gewandte Dirne, folgte furchtlos dem Rufe, während die Köchin zitternd und mit den aufgehobenen Händen wackelnd, ein Bild bleichen Schreckens, daherkam und kaum im Stande war, eine Matratze mit aufheben zu helfen. So oft wieder ein Schuß recht vernehmlich krachte, hielt sie mit beiden Händen die Ohren zu und lief mit dem Schrei „Jesus Maria und Joseph" in die Ecke, um ihre Stirne in dieselbe zu drücken, bis Wildhoff Mitleid mit ihrer Angst empfand und sie hinunter in Lisi's Stube gehen hieß, um der Wärterin in der Beruhigung des Kindes beizustehen.

Inzwischen hatte sich auch Wildhoff nach dem geängsteten Kleinen umgesehen. Noch immer klammerte sich das Kind an Thekla's Brust und zuckte bei jedem lauteren Schusse zusammen, so daß vor Allem nöthig war, den Schall durch sorgfältigen Verschluß der Stubenthüre und Fenster zu dämpfen und den Frauenzimmern einstweilen die gewöhnlichen Hausmittel gegen Kinderkrämpfe in Erinnerung zu bringen. Besorgt um den Kleinen sah sich dann Wildhoff nach den vorhandenen Waffen und dem Pulvervorrathe um.

Bald lagen vier gute Büchsen, je mit einem scharfen Schusse geladen, im Salon für die beiden Vertheidiger der Sonnenreut bereit.

Die Angreifer — es mochten ihrer etwa fünfzehn sein — unterhielten unterdessen ein ziemlich starkes Schützenfeuer. Seither hatten sie sich nicht aus ihrer geschützten Stellung am Saume des Waldes und der Schlucht beim Pavillon hervor gewagt. Als aber ihr Feuer nicht von der erwarteten Wirkung erschien, nicht einmal erwidert wurde, traten sie etwas kecker auf. Mehrere suchten über den Anger hin eine Ahorngruppe zu erreichen, welche dem Hause um Vieles näher lag und mit ihren dicken Stämmen eine gute Deckung bot. Nun fielen aber nacheinander zwei Schüsse aus den Salonfenstern der Sonnenreut, daß Rindenstücke von den Ahornstämmen flogen und die Gesellen vorzogen, sich schleunigst wieder hinter den Waldsaum an der Schlucht zurückzuziehen. Dagegen dehnten sie jetzt ihre Linie weiter im Halbkreis um den Hügel aus, so daß sie von dem bewaldeten Grunde her auch die Front der Sonnenreut beschießen konnten.

Wildhoff hatte dies nicht sobald bemerkt, als er sich mit einer der beiden noch geladenen Büchsen

hinter ein Fenster in dieser Richtung aufstellte, um bei guter Gelegenheit den feigen Strolchen auch diesen Versuch zu verleiden und ihnen den Glauben beizubringen, daß sich das Haus im besten Vertheidigungsstand befinde. Es vergingen Minuten, bis er endlich zum Schusse kam, als ein kleiner Geselle, der das ganze Gesicht in eine Ledermaske gehüllt hatte, auch hier sich aus dem Waldsaume vorwagend, gegen Wildhoffs Standort anlegte. In demselben Momente, wo nun Wildhoff abdrückte, empfand er einen brennenden Schmerz im Oberarm, er zweifelte nicht, daß die Kugel, welche hinter ihm in die Wand einschlug, seinen Armmuskel durchlöchert habe. Als dabei der Lauf seiner Büchse auf das Gesims niedersank, wendete sich der Sonnenreuter nach ihm um und bat ihn, das schlecht gedeckte Fenster zu verlassen. Bei der Bemerkung jedoch, daß er verwundet sei, sprang ihm der Sonnenreuter bei, um ihm den Rockärmel zu lösen, durch den das Blut quoll. Zugleich rief der umsichtige Mann der Cordel zu, sich an seinen Platz zu stellen und die Bewegungen Derer draußen genau zu beobachten, während er selbst den Herrn mit sich hinunter nöthigte, wo er die jammernde Köchin veranlaßte, nasse Ueberschläge auf die Wunde zu legen,

die als offenliegender Canal über den Arm hin ging und stark blutete.

Wildhoff war keineswegs überzeugt, daß alle diese Umstände nothwendig waren, und er erwehrte sich derselben entschieden, als sie ihm zu weit gingen. Eilige Schritte, welche oben im Corridor gegen die Treppe herliefen, unterbrachen den Streit darüber, — Cordel hatte also eine wichtige Meldung zu machen, sonst würde sie ihren Posten nicht verlassen haben. Sogleich ging deswegen der Sonnenreuter hinaus, damit Niemand in der Stube durch ihre Mittheilung erschreckt würde; denn daß es nichts Gutes, ließ sich voraussetzen. Stand es jetzt doch überhaupt schlimm um die Wehrhaftigkeit und Widerstandsfähigkeit der Sonnenreut. Einer der beiden Vertheidiger war verwundet, und blos noch ein Schuß übrig. Die Hunde aber ließen sich gegen weithintragende Kugelstutzen nicht verwenden und aus Vorsorglichkeit gegen die Thiere, sowie um nicht noch durch sie belästigt zu werden, hatte er sie eingesperrt.

Trotz der Vorsicht des Sonnenreuters hörte man in der Stube Lisi's dennoch, was ihm die Cordel mit gedämpfter Stimme zurief, daß nemlich die Kerle draußen näher kämen, auch von der andern Seite

gegen das Haus und gleich vor der Hausthüre eintreffen müßten.

„Das wolle Gott verhüten!“ seufzte der Sonnenreuter und lief an eines der unteren Fenster, um sich von der Richtigkeit der beängstigenden Kunde zu überzeugen.

In dem Zimmer, welches an die Küche stieß, steigerte sich jetzt die Bestürzung zu einem verzweifelten Grade. Die alte Köchin jammerte laut, Thekla drückte erbleichend das ächzende Kind an ihre Brust, selbst Wildhoff erblaßte, als die Stimme Cordels von oben wieder in den Worten hörbar ward:

„Sonnenreuter, sie sind vor der Thüre. Soll ich losdrücken?“

Das muthige Mädchen hatte ein Gewehr ergriffen, das — nicht geladen war. Laute Stimmen ertönten jetzt draußen. Wildhoff sprang auf und sah sich nach einer handsamen Waffe um. Der Köchin aber und Thekla befahl er, durch die Hinterthüre zu entweichen und von dem Fichtenzaune verborgen durch den Garten nach der noch freien Seite des Gehölzes in's Dorf zu entfliehen, um von dorten das Kind in Sicherheit zu seiner Großmutter in der Hauptstadt zu bringen. Inzwischen hatte er ein Küchenbeil wahr-

genommen, das er rasch mit der rechten Hand faßte, als draußen die Hunde in ihrem Gefängnisse wüthend bellten, verworrene Stimmen herein klangen und bereits schwere Tritte über den Hausflur herliefen. Ueber Wildhoff war aber jetzt jener kalte Todesmuth gekommen, der mit vollem Bewußtsein der Gefahr derselben in's Auge sieht und sich einer zehnfachen Anzahl gewachsen fühlt, da der Untergang ihn nicht mehr schreckt. Den Frauen zur Rettung des Kindes den Rückzug zu decken und die eindringenden Feinde, so lange die Kräfte reichten, aufzuhalten war sein todesmuthiger Entschluß.

Aber die Frauen flohen nicht, als er sich so bewaffnet anschickte, den Eingang in das Gemach zu vertheidigen. So kleinmüthig sie sich seither gezeigt, wollten sie jetzt den Herrn in der fürchterlichsten Gefahr nicht allein lassen. In diesem Augenblicke höchster Noth wandten sie alle Angst ihrer Seelen ihm zu, der jetzt mit blutendem Arme und dem Beile in der Faust sich den Eindringenden entgegen stellte. Die Köchin rief Maria und Joseph an, sein Haupt zu beschützen, Thekla aber wimmerte mit einem flehenden Blicke nach oben immer wieder:

„O unser lieber, guter Herr!“

In diesem Momente zeigte sich die große Verehrung und Anhänglichkeit, welche sich Wildhoff bei seinen Untergebenen gewonnen, im hellsten Lichte. Es war aber keine Zeit, darüber Beobachtungen und Betrachtungen anzustellen. Denn die draußen in's Haus gedrungen waren, liefen bereits an die Thüre her, hinter welcher Wildhoff sich aufstellte. Die außen pochten und klopften, noch stärker die Herzen im Zimmer. Wildhoff stand und starrte die Thüre an. Das Beil erhob sich zur furchtbaren Waffe, um wie Donars Keil zerschmetternd auf den Gegner nieder zu sausen.

„Wildhoff! Wildhoff!“ rief es draußen.

In sein blasses Gesicht stieg wieder die Farbe des Bluts. Sein Arm hielt das Beil etwas schlaffer.

„Wildhoff, mach' auf! Freunde sind's. Ich bin's.“

Er riß die Thüre auf, indem er seine Waffe sinken ließ.

„Herbert!“ —

Denen, welche unter der Thüre erschienen, bot sich ein erschütternder Anblick dar: die geängstigten Frauen mit todesblassen Mienen auf den Knieen, an der einen Brust ein in Krämpfen zuckendes Kind, im Vordergrunde Wildhoffs hohe Gestalt, ohne Rock, mit

blutendem Arme und das niederhängende Beil in der geballten Faust, auf seinem Antlitze noch immer den Ausdruck starrer Entschlossenheit, den auch der Freudenstrahl bei des Freundes Anblick nicht völlig verscheuchen gekonnt, — es bedurfte keines Wortes, um die schreckliche Lage der Bewohner der Sonnenreut, das Entsetzen des Moments zu zeichnen. Jedoch, auch Thekla hatte jetzt den Sozusagen, die Köchin den Bernecker Hanns erkannt, und der bleiche Schrecken wich aus dem engen Gemache und machte Thränen der Freude und des Dankes gegen den Höchsten Platz. Nach einem stummen Druck der Hand, wandte Wildhoff seine Augen dem kleinen Oskar zu, der im Krampf des Entsetzens zuckend an der weinenden Wärterin Brust hing.

„Mein armes Kind!“ kam über seine Lippen, nur leise, aber der Freund hörte es doch.

Herbert konnte den Anblick nicht länger ertragen. Schmerz und Wuth preßte Thränen in seine Augen; er biß sich in die Unterlippe, bis sie blutete, und konnte doch die Regung nicht verbeißen, deren Ausdruck sich auch in den zuckenden Lippen und flammenden Blicken des Sozusagen und des Bernecker Hanns kundgab. Erschüttert und ergrimmt wandte sich Herbert also ab.

„Jetzt zu den Waffen!“ sagte er mit gedämpfter, halb vom Zorn und Schmerz erstickter Stimme zu seinen Begleitern. „Die Gewehre her! Ladet, ladet, was in die Büchsen geht, und schießt das Gesindel zusammen wie tolle Hunde!“

Siebentes Capitel.

Gibt Bericht über den Erfolg des Tages.

Der Sozusagen und Bernecker Hanns waren rasch bei der Hand. Was Herbert empfand, fühlten sie ebenso. Am liebsten wären sie den Angreifern direct entgegen gegangen, um ihrem Rachegefühl freien Lauf zu lassen. Aber die Klugheit gebot bei ihrer kleinen Anzahl, sich auf die Vertheidigung des Hauses zu beschränken. Alle Gewehre aus Wildhoffs und des Sonnenreuters Sammlung wurden in den Salon gebracht, wo die Cordel noch immer mit der Büchse in der Hand auf ihrem Posten stand, auch nachdem sie über ihren Irrthum erfreuliche Aufklärung gefunden. Hanns warf den Ranzen mit der Munition auf den Tisch, ergriff einen der schönen Stutzen, wog ihn mit Wollust in der Hand und rief der Cordel aufjauchzend zu.

„Ja, das ist eine wackere Dirn!“

„Das ist sie auch!“ sprach der Sonnenreuter, der mit herauf gekommen war und mit neuem Muthe Hand an's Werk legte. „Nun aber soll sie hinunter und sich Ruhe gönnen!“

„I bin nit müd'!“ sagte das Mädchen. „Laßt mi da, will Enk laden helfen!“

Ihrem Wunsche wurde willfahren, und während draußen noch Schuß auf Schuß knallte und unten neue Zuversicht eingekehrt war, so daß sich die Köchin mit mehr Ruhe ihrem verwundeten Herrn und dem Kinde widmen konnte, wurden oben rasch eine Anzahl Gewehre geladen, worauf man sich unter die gedeckten Fenster legte und ein wohl unterhaltenes Feuer auf die keck gewordenen Angreifer der Sonnenreut begann. Dieselben hatten bald Gelegenheit, über den plötzlichen und unerwartet lebhaften Widerstand stutzig zu werden; denn einer der Bursche, welche sich am weitesten vorgewagt, stürzte bald mit zerschmetterter Kniescheibe zusammen, und die zwei Genossen, welche ihn schleunigst hinter den Waldsaum schleppten, entgingen mit genauer Noth den Kugeln, welche verdächtig nahe um ihre Köpfe flogen. Auch die, welche weiter hin sich von einer Hecke des Rasenhangs zur

andern gebürscht hatten, sprangen in den schützenden Waldgrund zurück, als jetzt Kugel um Kugel durch die Blätter und Zweige schlug.

„So! der Anger wäre von dem Gesindel wieder gesäubert!" sagte Herbert nicht ohne Genugthuung von dem Fenster her, hinter welchem er stand. „Wie die feigen Strolche laufen können! Sie mögen jetzt nur aus ihrem Wald herausschießen, so viel sie wollen! Wie sich Einer am Waldsaum zeigt, auf ihn gepfeffert, Leute! Ich will doch sehen, ob wir die Kerle nicht in Ordnung halten! Jetzt aber, Sonnenreuter und Du, mein braves Kind," wandte er sich an Cordel, „nur tapfer darauf losgeladen, damit wir das Gesindel wieder ordentlich begrüßen können, wenn es sich hervorwagt."

„Ja!" sagte der Hanns freudig. „Die Cordel muß bald Oberdirn werden! Eine bessere find't man nit im Land."

„Oberdirn, wenn der Hanns einmal Sonnenreuter is!" entgegnete das Mädchen flüsternd und mit schelmischem Lachen, indem sie dem Burschen einen frisch geladenen Stutzen hinreichte.

„O du blutiger Heiland!" seufzte Hanns schwer auf. „Wann'st so lang warten willst, Cordel, wirst's

Dein Leben nit! Seit dem Haberfeldtreiben is ja ganz und gar aus mit mir."

„Warum nit gar, Hanns!" lachte die Cordel, ging aber dann in eine andere Tonart über. „Warum hast uns auch dös 'thân, Hanns! Unsere Lisi is derweg'n ganz auseinander g'wes'n. Dös war nit recht von Dir, dös muß i Dir scho sag'n, wann'st auch der Bernecker Hanns bist."

„Bin auch g'straft dafür, Cordel!" entgegnete der Hanns mit einem tiefen Stöhnen. „Daß ich Tag und Nacht keine Ruh' mehr hab', das darfst mir glaub'n. Und jetzt die G'schicht mit meinem Vater und dem Geldbaron da drüben! Eine wahre Gottes-straf'. Und helfen können die nit, die gern möchten, und die könnten, mögen nit. Bald g'nug wird's ganz aus sein mit dem Bernecker und seinem Hanns."

Als ob es ihm ein Trost sei, sich aussprechen zu können, sprach er dies mit gedämpfter Stimme vor sich hin, indem er blos mechanisch den geladenen Stutzen richtete und dabei die Angreifer vergessend vor sich hinstarrte.

„Da ist so ein kleiner Himmelsapperment von einer Lederfratze, dem ich gern Ein's zu verbeißen gäbe, wenn er mir sozusagen zum Schusse käme!"

hörte man jetzt die Stimme des wackern Dienstmannes von einem Fenster her.

In der That schien es besonders eine kleine Figur in Jagdstiefeln zu sein, die den Angriff leitete und bald da bald dort auf einen Moment auftauchte, um rasch wieder im Gebüsch zu verschwinden. Derselbe trug eine bis oben zugeknüpfte Jägerjoppe und eine auffallende, braune Ledermaske, die weder vom Gesicht noch Haar und Bart etwas erkennen ließ, während die übrigen Gesellen zumeist nur im Antlitz geschwärzt waren. Eben huschte die Ledermaske wieder am Waldsaume durch das Gesträuch. Hanns starrte hin und brach dann in den Ausruf aus:

„Ja, ist denn das nit derselbige, den beim Haberfeldtreib'n Niemand 'kennt hat? Ich glaub' gar, der Teufi aus der Höll' selber, vor dem der Hies sich so g'fürcht't hat!"

„Meinst nit, Hanns," fragte jetzt die Cordel, „daß der Hies drüb'n dabei sein möcht'? Hon i doch so'n langen Zaunpfahl drüb'n umisteig'n sehen."

„Dann soll ihn doch gleich — — sei stat, Cordel!" unterbrach sich jetzt der Hanns, „dort lugt der Lederne aus dem G'sträuch."

Hanns zielte und drückte los. Die Kugel riß

den Hut vom lederumschlossenen Kopfe, worauf sich der Kleine bückte und im Nu wieder im Gebüsche verschwunden war.

„Schau," sagte der Hanns zur Cordel, die eines der Kissen am Fenster verrückt hatte, um nach dem dem Erfolg des Schusses sehen zu können, „schau, Cordel, vor'm Blei hat der Teufi doch Respect, so schneidig er auch sein mag."

Während die Vertheidiger der Sonnenreut nunmehr jeden auf's Korn nahmen, der sich am Saum des Waldes blicken ließ, beschränkte sich die Rotte draußen darauf, ihre Kugeln aus dem Schutz des Waldes gegen das Haus zu senden, wo man ihnen jedoch jetzt mit ziemlichem Gleichmuthe entgegensah und fast bedauerte, daß die Gesellen so wenig „Schneid" zeigten. Mit einem Male aber krachte es von einer Seite her, wo es bis dahin still geblieben war, da die Sonnenreut nach jener Richtung völlig durch eine dichte Fichtenallee und durch die massiven Mauern der Oekonomiegebäude gesichert erschien. Die Schüsse von dorten wiederholten sich, während einige der Gesellen flüchtig über eine freie Bucht des Waldgrundes setzten und hinter dem Abhang verschwanden, andere dagegen gleich darauf schon jenseits des Grundes auf-

tauchten und den Fichtenwald zu erreichen suchten, der sich gegen Schloß Sonneck hin an den Scheibenbühl anlehnte. Nach den fallenden Schüssen zu schließen, schienen jedoch auch Einige gegen den unvermutheten Angriff von der Dorfseite her Widerstand zu leisten.

Bis zu dieser Bemerkung reichte jedoch die Geduld der Vertheidiger des Hauses nicht mehr. Sie hatten keinen Zweifel, daß endlich die beiden Maler mit Beistand angerückt waren. Die Verfolgung, die nun beginnen konnte, forderte ihre lebhafte Theilnahme. Mit den scharfgeladenen Büchsen bewaffnet verließen Herbert, der Sozusagen und Hanns die Sonnenreut und eilten über den Anger hinunter dem Waldgrunde zu. Dort war jedoch der letzte Schuß verhallt und bereits tiefe Stille eingetreten. Hinter dem Pavillon in der Schlucht trafen sie mit den Malern zusammen, denen sich zwei Gensd'armen angeschlossen, die des Weges gekommen und alsbald bereit gewesen waren, gegen das „Gesindel" einzuschreiten. Dessen fluchtartiger Abzug mußte zumeist durch den Waldstreifen genommen worden sein, der um den südlichen Fuß des Scheibenbühls sich zu dem Forste gegen Schloß Sonneck hinzog.

Als man aber zum Behufe der Verfolgung vor die Schlucht hinaus trat, konnte man da und dort auf freiem Felde bewaffnete Gesellen bemerken, welche auf den Ackerrainen hinstreifend den alles umschließenden Wald zu gewinnen suchten und schon einen zu beträchtlichen Vorsprung hatten, um noch erreicht werden zu können. Man mußte sich begnügen, nach denen zu fahnden, welche später ausreißend noch auf den verdeckten Pfaden des vorliegenden Gehölzes hinstreichen mochten. Sogleich ging man denn auch an's Werk und vertheilte sich zur Durchforschung des Gebüsches.

Unterdeß hatte der Sonnenreuter die Hunde losgelassen, welche er während des Kampfes eingesperrt gehalten; die meisten begnügten sich, mit freudigem Gebell das Haus zu umspringen; nur der treue Wolf suchte seinen Herrn auf. Philax aber sprang nach einigem Herumschnuppern mit gewaltigen Sätzen über den Anger hinunter; er hatte sich während des Kampfes so toll geberdet, daß der Sonnenreuter ihn mit einem Stricke anzubinden genöthigt gewesen, den er nun in die Freiheit mitschleppte.

Wo sich am Abhange des Scheibenbühls die Pfade kreuzten, fanden sich der Maler Sturm und Herbert wieder zusammen, ungewiß über die Richtung,

in welcher die Nachforschung mit Aussicht auf Erfolg fortzusetzen wäre. Für sie handelte sich's darum, durch einen Gefangenen, den sie jedoch erst fangen mußten, den Urhebern des abscheulichen Anschlags auf die Spur zu kommen. Herbert hegte wohl einen bestimmten Verdacht, welcher sich für's Erste jedoch durch nichts beweisen ließ, als etwa durch den Haggl, wenn dieser Lust hatte die Wahrheit zu sagen und seine Theilnahme an dem Unternehmen factisch erwiesen werden konnte. Während sich nun Sturm und Herbert, bereits etwas müde, über den einzuschlagenden Pfad beredeten, blickte letzterer anhaltend hinaus über den waldigen Grund auf das Feld.

„Nun, nun," sagte jetzt Sturm, „da möcht' ich doch mit dem Wagner im Faust fragen:

„„Was stehst Du so und blickst erstaunt hinaus?""

„Und ich," erwiderte Herbert, „mit dem Faust antworten:

„„Siehst Du den schwarzen Hund durch Saat und Stoppel streifen?""

„Wir befinden uns ja ganz in der Scene," lachte Sturm. „Kann ich doch mit Wagner entgegnen:

„„Ich sah ihn lange schon, nicht wichtig schien er mir.""

Uebrigens, Freund Faust, ist es ein weißer Hund."

„Betrachten Sie ihn genau, für was halten Sie ihn," fuhr jetzt Herbert seltsam ernst fort, mit freier Uebertragung des Textes in's Gesellschaftliche.

Sturm antwortete mit treuem Gedächtnisse:

„Für einen Pudel, der auf seine Weise
Sich auf der Spur des Herren plagt."

„Das paßt vollkommen," erwiderte Herbert. „Sehen Sie auch den Feuerstrudel, der auf seinen Pfaden hinterdrein zieht?"

„Vielmehr den Strick!" entgegnete Sturm und citirte pathetisch weiter:

„„Ich seh ihn ungewiß und furchtsam uns umspringen,
Weil er, statt seines Herrn, zwei Unbekannte sieht.""

„In der That scheint das der Fall zu sein," sprach Herbert wieder mit einem Ernste, der dem Maler etwas verwunderlich däuchte, während der Hund, mit der Nase am Boden, jetzt näher um sie her schnupperte. Herbert unterließ nichts, ihn anzulocken, ergriff dann plötzlich das Seil und hielt den Hund gefangen.

„Also ganz Faust!" sagte Sturm verwundert drein schauend.

„Der Hund soll uns den Weg zeigen!" erwiderte Herbert ernst und fast bedeutungsvoll.

„In die Hölle, Herbert?“ fragte der Maler.

„Nein, zu seinem Herrn.“

„Zum Teufel, also doch!“

„Sie werden ja sehen, folgen wir nur der Leitung des Hundes!“

Damit setzte sich Herbert in Bewegung und zwar nach der Seite hin, in welcher der Pudel jetzt stark am Stricke zog. Derselbe lief einen Waldpfad entlang, der zuletzt nach dem Buchberg'schen Schlosse Sonneck führen mußte, wenn er seine Richtung nicht änderte. Manchmal stieß der Hund ein kurzes, ungeduldiges Geheul aus, wenn Herbert nicht rasch genug nachkam, endlich aber zog und zerrte er an dem Stricke, um in das Dickicht hinein zu dringen, wohin ihm auch Herbert folgte, während Sturm, der Hatze müde, außen stehen blieb und Lust hatte, umzukehren. Da war es ihm, er sehe in ziemlicher Entfernung einen Menschen über den Pfad streichen, der dieselbe wunderliche Ledermaske trug, von welcher er schon von Herberts Genossen beim ersten Zusammentreffen gehört hatte. Zu gleicher Zeit kam Herbert auch wieder in den Pfad heraus, und zwar ohne den Hund, da der Strick sich von dessen Hals gelöst hatte und, im Dickicht nachzufolgen, eine für Herbert zu

schwierige und ungewohnte Aufgabe war. Als jedoch Sturms Bericht vernommen war, beschlossen beide, die erste Wildbahn hinan zu eilen, um dem Flüchtling womöglich den Weg abzuschneiden. Nachdem sie eine Strecke gelaufen, ward ihre Aufmerksamkeit wieder durch den in der Nähe bellenden Hund erregt. Hier war Hochwald, leicht darinnen fort zu kommen. Bald bemerkten sie den Pudel, der sich vor einem auf dem Moose liegenden Gegenstand aufhielt. Noch näher gekommen erkannten sie die kogelförmige Ledermaske desjenigen, der sich gewissermaßen als Anführer der Bande geberdet hatte. Herbert hob sie auf und betrachtete sie mit Neugierde und Aufmerksamkeit. Der Hund jedoch schoß alsbald durch den Wald weiter. Sie konnten ihm lange zwischen den Hochstämmen hin mit den Augen folgen, während auch ihre Schritte nacheilten. Geraume Zeit verschwand dann der Pudel ihren Blicken. — Plötzlich hörten sie wieder dessen freudiges Gebell, gleich darauf aber einen Schuß, der nun lang anhaltend durch den Hochwald hinhallte. Dann war es still, — auch das Hundegebell verstummt.

Mit neuerregtem Interesse drangen Sturm und Herbert so rasch als möglich in der Richtung vor,

woher der Schuß gefallen war. Sie waren noch keine zweihundert Schritte gelaufen, als sie an eine größere Lichtung gelangten, wo sich die Wildbahnen durchschnitten. Nach einer Richtung hin, aus welcher eben einer der Gensdarmen keuchend und abgehetzt daherkam, hatte man den Anblick des Schlosses Sonneck, malerisch eingerahmt von den Rändern der Waldallee. Zu jeder andern Zeit hätte sie das Bild zu fesseln vermocht, jetzt nahm alle ihre Aufmerksamkeit der Anblick des Pudels in Anspruch, der regungslos unter einer Fichte lag, mit einer klaffenden Wunde an der Seite, während jenseits der Lichtung auf einem Marktsteine ein junger Mann in Schützentracht saß, der sein Gewehr halb auf dem Knie liegen hatte, wie es beim Anstand wohl vorkommt. Er hatte Jagdstiefel an und eine graue Joppe, deren grüne Aufschläge zurückgelegt waren. Sein Hut lag neben ihm auf dem Rasen. Jetzt warf er einen scharfen Blick nach den beiden Gestalten, die dort aus dem Walde traten, wehte sich dann mit gleichgültiger Miene durch das Taschentuch etwas Kühlung zu, denn er sah etwas erhitzt aus, fuhr mit der Hand durch den braunrothen modischen Bart und griff hierauf nach der Brille, die er abnahm und gleichmüthig mit dem

Zipfel seines Taschentuchs abwischte und reinigte, während er den Zwilling über den Knieen liegen ließ.

„Ja," fing Sturm erstaunt an, „ist denn das nicht der kleine —"

Herbert unterbrach ihn mit einem bedeutsamen Kopfnicken.

„Den ich einigemal bei Frau v. Luckner traf," fuhr Sturm fort, „und gar oft auf der Straße begegnete?"

„Er wird es schon sein!" sagte Herbert.

„Der mit seinem Pudel —"

„Mit seinem weißen Pudel."

„Wo hatte ich denn meine Augen?"

„Kommen Sie!" sagte Herbert und ging über den Rasen der Lichtung auf den Schützen zu.

Dieser sah noch einmal durch seine Brille die Ankömmlinge fest an und gleichsam, als erkenne er sie erst jetzt, fing er an:

„Ah, Sie sind's, Doctor Herbert. Und — wenn ich nicht irre — Maler Sturm? Wie verirrten sich denn die Herren in diese grüne Wildniß?"

„Eben wollte ich mir erlauben, dieselbe Frage an Sie zu richten," bemerkte Herbert etwas spitzig.

„Ich? Nun, das Revier von Sonneck ist fast

meine zweite Heimath geworden. Sie mögen sich denken, welches Vergnügen, welche Erholung die Jagd für uns Actenmenschen ist."

„Es ist eben jetzt keine Jagdzeit," bemerkte Herbert trocken.

Der Jäger lachte auf, als er sagte:

„Man sieht, daß Sie kein Schütze sind, Doctor Herbert, sonst müßten Sie wissen, daß gerade jetzt die Tage für die Bürsche auf Graßhirsche und für den Anstand auf Böcke gekommen."

„Dem mag so sein. Aber es scheint, Ihr Ziel war diesmal weder ein Graßhirsch noch ein Rehbock. Sie haben den Hund erschossen."

„Ja."

„Wie konnten Sie das, Herr Arthur Maier."

„Das? Ihre Fragen werden immer seltsamer, Herr Doctor. Es ist Jägerrecht. Kein rechter Schütze wird einen herrenlosen Hund im Gehege dulden, so-wenig als Wilddiebe. Es streicht dergleichen Gesindel ohnehin genug durch unsere Wälder. War mir doch, als hätte ich erst vorhin solch' verdächtige Strolche durch den Forst streichen sehen. Gehörte der Hund Ihnen, Doctor Herbert?"

„Keineswegs."

„Das ist gut. Es hätte mir Leid gethan,“ sagte Herr Arthur Maier mit großer Gelassenheit, indem er jetzt seine Cigarrendose hervorzog und sie mit einer leichten Handbewegung hinbot. „Bedienen Sie sich, meine Herren!“

Beide antworteten mit einem trocknen „Danke!“ und Herbert fing wieder an:

„Der Hund — um auf die Sache zurückzukommen — geberdete sich genau, als ob er nach seinem Herrn suche, hat dafür aber schlechten Dank geerntet.“

„Das heißt — Sie wollen damit sagen, daß ich dieser Herr sei.“

„Genau das.“

„In der That,“ fuhr Arthur Maier ruhig fort, „ich hatte einmal einen weißen Pudel, der diesem weißen Pudel ziemlich ähnlich sah, wie dies häufig unter den weißen Pudeln vorkommen soll. Aber der meinige ist mir schon vor Jahren entkommen. Ja, wenn ich mich recht erinnere, waren Sie Zeuge meines Verlustes. Die Sache erregte damals Ihre Heiterkeit, Doctor Herbert, und die eines andern Herrn, der durch eine seltsame Fügung des Geschickes der Nachbar meines Jagdfreundes geworden und heute

auf der Sonnenreut ein Privatscheibeschießen gegeben haben muß. Es krachte ja ganz erschrecklich und hat mir alles Wild verscheucht. Dergleichen sollte man sich verbitten können. Es ist zu unangenehm."

Maler Sturm sah ganz erstaunt bald nach dem kleinen Herrn, bald nach Herbert, der sich in die Lippen biß.

„Dies Scheibenschießen," fing er dann an und wollte offenbar etwas Spitzes und Bitteres sagen, als sich der Polizeisoldat, der seit geraumer Zeit hinzugetreten war und zugehört hatte, auch vernehmen lassen wollte, indem er einfiel:

„Es war kein Scheibenschießen! Kein Mensch wird mir einreden, daß dies ein Scheibenschießen war."

„Nun, was war es denn, Herr Gensd'arme?" fragte Arthur Maier.

„Bombardirt haben sie die Sonnenreut, freches Gesindel, am hellen Tage. Aber wart, ich will ihnen kommen, den Strolchen!"

„So, so, auf der Sonnenreut war man in Noth, ohne daß man in der Nachbarschaft etwas davon wußte!" begann nun Herr Arthur Maier. „Das ist kaum glaublich! Und doch, meine Herren, wundere ich mich nur, daß es nicht früher geschehen.

In solchen aufgeregten Zeiten muß man nicht der Stimmung eines ganzen Volkes trotzen wollen, nicht durch landesfeindliche Sympathieäußerungen eine Bevölkerung reizen, unter der man wohnt, und die nur zu leicht geneigt ist, sich selbst Recht zu schaffen."

„Dagegen läßt sich nichts sagen," hub nun Herbert an, „doch lebe ich der festen Ueberzeugung, daß Wildhoff weit entfernt ist von solchen Aeußerungen."

„Es scheinen solche jedoch bekannt geworden zu sein," versetzte Herr Arthur Maier. „Mir selbst kam derlei zu Ohren, und wenn ich es auch zweifelhaft hinnahm, befürchtete ich doch schon lange einen Ausbruch der Volksrache. Man kann jetzt nicht vorsichtig genug sein, und leicht zündet man solchen Unvorsichtigen das Dach über'm Scheitel an, ohne daß die Behörden —"

„Genug, genug!" fiel jetzt Maler Sturm ungeduldig ein, indem er etwas weiter vortrat und einen Gegenstand zeigte, den er seither auf dem Rücken gehalten. „Herr Maier — so heißen Sie ja — ken-Sie das Ding da?"

Damit hielt er dem Genannten die kogelförmige Ledermaske hin. Dieser zuckte etwas zusammen, ja,

dem scharfen Blicke des Malers entging selbst ein leiser Wechsel der Farbe nicht. An der Brille rückend und schiebend sagte Arthur Maier endlich:

„Das scheint eine Schutzkappe gegen schwärmende Bienen zu sein. Sind Sie Bienenzüchter, Herr Sturm?“

„Nein, aber manchmal Bubenzüchtiger!“ brummte der Maler durch die Zähne.

Dann bückte er sich plötzlich nach dem im Grase liegenden Hute des Herrn Maier, und Herbert wollte bemerken, daß dieser bei der Bewegung des Malers erblaßte und ihm einen Augenblick zuvorkommen wollte.

„Gefällige Façon! wo haben Sie den Schützenhut da gekauft?“ fragte der Maler, indem er denselben hin und her drehte und genau betrachtete. „Herbert, haben Sie nicht heute schon einen ähnlichen Hut gesehen, der von einer Ledermaske herunter geschossen wurde? Richtig, schade für das Loch da in dem schönen Filz.“

„Wirklich schade, aber doch leicht verschmerzt,“ sprach jetzt Herr Arthur Maier gleichgültig. „Denn das Loch trug mir mehr ein, als der Hut werth ist. Baron Buchberg glaubte nicht, daß ich den Hut in

die Höhe werfen und im Zenith mit einer Kugel durchlöchern könne. Ich schoß, und er verlor die Wette."

„Si non vero —"

„Sie belieben zu zweifeln. Herr Maler Sturm, und auch Doctor Herbert scheint dazu geneigt. Wie? Ich glaube gar, Sie haben Lust mir eine romanhafte Rolle unterzuschieben! Der Teufel auch! Ich könnte böse werden, wenn ich nicht lachen müßte!"

Und damit lachte er. Jetzt war auch der Moment für den Gensd'arm gekommen, sich drein zu mischen, nachdem er zu merken anfing, um was es sich handelte.

„Wird sich Alles zeigen," fing er mit ernster Würde an, indem er sich mit einer hackenförmigen Bewegung des Zeigefingers an Herrn Arthur Maier wandte. „Legitimation!"

„Was?" fuhr jetzt der Gemeinte heraus.

„Keine Schnauzerei! Schlägt nicht an!" erwiderte das Organ der Polizei mit großer Ueberlegenheit. „Jagdkarte!"

Einen Augenblick sah der Aufgeforderte den Gestrengen an. Dann langte er in seine Joppentasche

und zog langsam etwas heraus, das er ebenso langsam dem Gensd'arm hinreichte. Dieser las und sein Gesicht verlängerte sich, bis er in möglichster Fassung die Karte wieder mit den Worten hingab:

„Alles in Ordnung, Herr Praktikant. Meine Pflicht, Herr Praktikant! Bin erst in's Gericht versetzt worden, nicht gekannt, Herr Praktikant!"

„Schon gut!" sprach dieser abwinkend, indem er einen Blick durch die Waldallee warf, durch welche eben ein blasser Herr mit schwächlichem und verweichlichtem Aussehen, auf einen Stock mit goldenem Knopf gestützt, daher kam. Ohne für's Erste diese Annäherung weiter zu beachten, fuhr Arthur Maier, an den Polizeisoldaten gewendet, fort: „Verfahren Sie jedoch nicht partheisch, Sie gestrenger Executor des Gesetzes, und widmen Sie diesen beiden Herren dieselbe Aufmerksamkeit, wie mir, — ich muß schon darum bitten."

Der Polizeisoldat sah etwas verblüfft drein. Jedoch die Forderung war gerecht, und so wandte er sich zunächst an Maler Sturm, mit dem Verlangen nach der Jagdkarte. Dieser hatte die seinige zum Glücke bei sich und reichte sie dar.

„Also versehen," sprach der Praktikant dazwischen,

„nur berechtigt der Besitz einer Karte noch nicht zum Betreten fremden Jagdgebietes, Sie müßten denn vom Herrn Baron eingeladen worden sein.“

Damit wandte er sich an den mühsam daherschreitenden Herrn, der näher kommend alsbald begann:

„Wen soll ich geladen haben, lieber Maier! Niemand als Sie hab' ich geladen, lieber Maier.“

„Aber vielleicht den Doctor Herbert?“ versetzte der liebe Maier mit schlecht unterdrücktem Hohn. „Nun, Gensd'arm, hat man eine Jagdkarte?“

„Ich habe keine!“ antwortete Herbert nochmals selbst.

„Sie haben keine — keine Jagdkarte?“ fragte der Baron und maß ihn ganz verwundert mit den Augen.

„Das thut mir wirklich leid,“ fiel nun wieder der liebe Maier ein, „daß Sie sich ohne Jagdkarte, mit einer Büchse bewaffnet, auf fremdem Jagdgebiet treffen lassen, Herr Doctor Herbert. Wissen Sie, daß Sie damit, außer der gesetzlichen Strafe, auch der Confiscation Ihrer Büchse verfallen? Wer wird aber auch so unvorsichtig sein!“

Mit dem ihm zu Gebot stehenden Hohne drehte

er sich hierauf zu dem Baron um und berichtete ihm den Unglauben der Beiden, daß er die Wette mit dem Hute gewonnen habe, worauf er ihn mit bedeutsamem Winken höflich aufforderte, der Wahrheit die Ehre zu geben.

„Ja wohl, natürlich haben Sie die Wette gewonnen," sprach der Baron jetzt mit Ostentation. „Was galt's doch? Drei Karolin, nicht wahr, lieber Maier! Ich hab' sie ja schon gezahlt!"

„Noch nicht, Herr Baron!" sagte jetzt Maier innerlich lachend und äußerlich sich verbeugend.

Der Baron verzog das Gesicht, als er jetzt in die Tasche langte, um mit schwerem Gelde zu bezeugen, daß eine Wette gewonnen worden sei. Hierauf sah er etwas ungeduldig drein und ging auf Herbert und Maler Sturm zu, indem er sprach:

„Sie können jetzt überzeugt sein, daß er die Wette gewonnen hat. Ich hab' sie ja honorirt. Daß Sie keine Jagdkarte haben, Herr Doctor, thut mir auch leid. Sie sollten eine haben, wenn Sie mit Büchsen und Gewehren ausgehen. Aber lassen wir's, — Sie sind mir ja bekannt. Der Herr ist mir bekannt, Gensd'arm. Es thut nichts, daß er keine Jagdkarte hat!"

„Sie sind wirklich sehr gütig, Herr Baron," sagte Herbert mit Ironie.

„So, die Herren können getrost gehen," fügte der Baron hinzu, indem er als Stütze Arthur Maiers Arm nahm. „Empfehl' mich!"

Sturm gab stillschweigend dem Polizeisoldaten die Ledermaske hin und schritt, während dieser noch immer betroffen stehen blieb, von Herbert begleitet, der ebenfalls nicht zu wissen schien, was er zu diesem Ausgange sagen sollte, langsam durch den Wald zurück.

„Also abgefahren! Gründlich abgefahren!" fing Sturm endlich an. „Zuletzt dürfen noch wir uns Glück wünschen, nicht arretirt worden zu sein. So geht es in dieser Welt, von der man so viel Gutes und Schönes zu sagen weiß. Und doch vermuthe ich, daß die Wette eine Lüge, der Baron eben erst aus der Stadt gekommen und die Beiden wirklich an der Geschichte drüben ihren guten Antheil haben."

Herbert entgegnete eifrig, daß er davon fest überzeugt sei, und erzählte nun dem Maler, was er gestern Abend zufällig von dem Zwiegespräch des Schnarrenden und des Haggl vernommen.

„Aber, lieber Herbert," fuhr der Maler stürmisch auf, „warum sagten Sie denn das nicht den

Gesellen in's Gesicht! Die gehen triumphirend dahin, lachen in's Fäustchen. Nein, das muß ich noch anbringen!"

Mit den letzten Worten drehte sich auch Sturm in seiner raschen Weise um und lief durch den Hochwald nach der Allee, in welcher er denn auch den Baron auf Maiers Arm gestützt langsam dahinwandeln sah. Sie waren im eifrigsten Geflüster begriffen, da ihnen plötzlich der Ruf nachscholl:

„Ah, geehrtester Herr Baron von Buchberg, erlauben Sie noch ein Wort."

„Nun?"

„Haben Sie nicht einen Commis, der früher Schloßverwalter in Sonneck war?"

„Ja!" kam als zögernde Antwort zurück.

„Nun, dieser schnarrte gestern Abend in der Hauptstadt einem gewissen Haggl etwas zu, das wir heute genau so erlebt haben. Es wird Sie das gewiß interessiren, Herr Baron, — ich empfehle mich!"

Mit einem Ausdrucke maßloser Bestürzung sah Baron Buchberg dem davonschreitenden Maler nach, — selbst Arthur Maiers Fassung war für einen Augenblick dahin. Sie wußten nicht, ob sie dem im Walde Verschwindenden nachlaufen oder nachrufen

sollten. Sturm aber hatte bald Herbert wieder erreicht, dem er mit Genugthuung versicherte, daß den Beiden der Spaß jetzt gründlich verdorben sei.

„Uebrigens,“ fügte er hinzu, „der Kleine — so fest in seiner Bosheit — scheint mir ein ganzer Kerl. Wie tapfer hielt sich der im Kreuzfeuer unserer Fragen. Mir scheint nach Allem, was ich von ihm weiß: er haßt gut! Und das fordert in dieser schwachseligen Welt immerhin den Respect heraus.“ —

Als Herbert mit einem unbefriedigten, frostigen Gefühl zurückkam, trat er in die Wohnstube des Sonnenreuters, um sich nach Wildhoffs und des Kindes Befinden zu erkundigen. Der Bernecker Hanns war schon von der Verfolgung der Flüchtigen zurück, ebenfalls ohne Resultat. Da saß derselbe nun, von der Thüre abgewendet, auf einem Stuhl, mit dem Gesichte in den Händen, als ob er tief und traurig bewegt sei. Der Sonnenreuter stand neben ihm und mußte einige Worte zu ihm gesprochen haben, die ihn so sehr erschütterten. Herbert konnte es nicht verhindern, daß er einige Sätze mit anhörte, da der Sonnenreuter weiter sprach:

„Nun weißt Du, Hanns, wie meine Lisi darüber zu denken hat und was ich dazu denke. Was das

Andere betrifft, sag' ich nochmals: Dein Vater hätte zu diesen schlechten Zeiten den theuern Prozeß um den Wald nicht anfangen sollen, — man braucht jetzt sein Geld, — der Baron drüben könnte ihn dann nicht so am Genick fassen, wie er's thut. Uebrigens wär' auch dafür noch ein Kräutlein gewachsen. Und wenn es der Baron so fortsetzen will, Deinen Vater zu drücken, und wenn sonst Niemand dem Bernecker helfen will oder kann, nun, Hanns, frag' Deinen Vater einmal, ob er denn von Einem das nöthige Geld nähme, dem schon Haberfeld getrieben worden ist, wenn der's hergeben wollt', — weißt, Hanns, von einem Bilwizschneider, der's hergeben kann. Frag' ihn halt einmal darum, Hanns, ob er's nähme."

Jetzt drückte der Bernecker Hanns das Gesicht noch tiefer in die Hände auf der Stuhllehne, und weinte wie ein Kind. Herbert aber eilte, um nicht zu stören, nun doch mit einer warmen Empfindung im Herzen hinweg, um den verwundeten Freund aufzusuchen. —

Achtes Capitel.

Durch welches ein ganzes Jahr dahinrollt.

Die Nachricht, daß im Oberlande ein einzelner Hof von einer bewaffneten Bande angefallen und stundenlang beschossen worden sei, konnte damals trotz der Ungeheuerlichkeit des Vorgangs in einem modernen Staate, nicht das Aufsehen erregen, wie in friedlicheren Zeiten. Man hatte in jenen Kriegswochen größere Sorgen und war auch amtlich gewillt, diese That als eine zwar unberechtigte, aber erklärliche Aeußerung des beleidigten Volksgefühls zu betrachten, deren strenge Ahndung bei der damaligen unheimlich mißtrauischen Stimmung in der Bevölkerung nicht einmal rathsam gewesen wäre. Selbst die offiziöse Presse hatte dem summarischen Berichte über den Vorgang nichts beizufügen, als die Mahnung, in solchen aufgeregten Zeiten das Volk nicht durch höhnische

unpatriotische Aeußerungen zu reizen, — also ganz im Sinne des Herrn Rechtspraktikanten Maier.

In den Tagen großer blutiger Kämpfe auf den Schlachtfeldern des Landes legte man auch im Publikum der Sache nur geringe Bedeutung bei. Und als man nur einmal hörte, wem dieser Ausbruch der Volksrache gegolten, sagten nicht wenige: „Ah! der da! Ist ihm nicht zu viel geschehen! Wer wird sich auch darum kümmern!“ —

Herbert verbiß mühsam seinen Grimm. Denn Wildhoff hatte ihm das Wort abgenommen, durch keine Zeile den Frennd rechtfertigen zu wollen. Da die Vertheidiger des Hauses bei ihrem Ausfalle keine Gefangene gemacht und sonst wenig zu erheben war, hätten gerichtliche Schritte kein Resultat geliefert. Was Herbert von dem Gespräche des früheren Schloßverwalters von Sonneck und des Haggl gehört, konnte ebenso auf völlig harmlose Weise gedeutet werden, und Haggls Theilnahme an dem Ueberfalle, die allerdings in's Gewicht gefallen sein würde, war nicht zu beweisen. Nun sorgten die großen umgestaltenden Ereignisse in Deutschland, so wie die Verhältnisse im engeren Lande dafür, daß die Sache bald ganz einschlief und in Vergessenheit gerieth.

Denn bald nach Beendigung des Krieges mit seinen bekannten Folgen kehrte Balletdirector Brunno aus seiner freiwilligen Verbannung zurück in die Hauptstadt, in welcher man, gleichsam ohne Ahnung, daß inzwischen überhaupt etwas vorgegangen sei in der Welt, nach wie vor dahin lebte. Brunno schien sich von da an mehr auf die partikularistische und sogenannte ultramontane Partei stützen zu wollen, um seine schönen Pläne zur Regeneration des deutschen Theaters durch die Pantomime verwirklichen zu können. Daß er nun für den äußersten Fortschritt eben so sehr ein Gegenstand des Mißtrauens und Angriffs wurde, als er früher das Gegentheil war, ließ sich voraussehen. Die Dinge gingen ihren nothwendigen Gang. Nachdem der Staat um alles Ansehen nach Außen gekommen war, entbrannte im Innern der Partheikampf heftiger als je. Die beiden extremen Richtungen begannen sich mit rücksichtsloser Wuth um das schon so mürbe gewordene Staatsbanner zu reißen, die Andern sahen dem tollen Kampfe nur noch mit dem Interesse der Spannung zu, welche Parthei den größeren Fetzen von der gesunkenen Fahne behalten würde. Es war ein unbehagliches, unangenehmes Schauspiel, von dem sich jetzt mancher hinweg sehnte, —

Todeskrämpfe, die ja noch lange bis zur Auflösung dauern konnten.

Wenn so — rasch genug — die Erinnerung an den Ueberfall der Sonnenreut in den Hintergrund gedrängt worden, litten doch die Betroffenen nicht minder schwer unter den Nachwirkungen jenes Tages. Hatte schon die tiefe Kränkung einen betrübenden Einfluß auf das ohnehin beschwerte Gemüth Wildhoffs, so zeigte sich jetzt auch seine Verwundung, die er anfänglich so gering angeschlagen, von nachhaltigerer Bedeutung. Die Wunde heilte schwer, sein allgemeines körperliches Wohlbefinden war gestört, seine Gesundheit empfindlich berührt. Mehr aber und tief bekümmerte ihn, daß der kleine Oskar seit jenem Schreckenstage beim geringsten Anlasse, wenn z. B. eine Thüre auf der Sonnenreut zufiel, von Krämpfen und Zuckungen befallen wurde und unter der Nachwirkung jener Schreckensstunde von qualvollen Gichteranfällen heimgesucht ward. Wildhoff litt dabei noch mehr, als das arme Kind selbst. Da nun Dr. Glöckner anhaltend und dringend einen Ortswechsel anrieth, reiste eines Tags Wildhoff mit dem Kinde in mildere und friedlichere Gegenden ab, wo er auch

den Winter zubringen wollte. Seine gehetzte Seele war müde geworden. —

Indeß ging auch auf einem andern Gebiete, das wir in den Kreis unserer Schilderungen gezogen, ein Umschwung der Dinge vor. Da unsere Erzählung zum Schlusse drängt, können wir jedoch, so dankbare Scenen sich auch der schildernden Feder böten, nur einen summarischen Bericht geben, um für die entscheidenden Vorgänge im Leben unserer Hauptpersonen den nöthigen Raum zu behalten.

Als der Spätherbst kam mit seinen kahlen Feldern und langen finstern Nächten, da rührte sich nämlich in der Landschaft an der Fallach auch wieder der Haberfeldbund, jedoch, wie aufmerksame Beobachter bemerken wollten, nicht mit jener strengen, um- und vorsichtigen Leitung, die seine seitherigen nächtlichen Urtheilsvollstreckungen gekennzeichnet hatte. Vielleicht war der fähigste Feldmeister zurück getreten, oder versagte seine Theilnahme, bis wieder mehr Strenge und größerer Ernst im Bunde walte. Man beobachtete, daß wirklich bei den „Treiben" jenes Herbstes die Bundesgenossen an der Westseite der obern Fallach sich nicht mehr betheiligten, daß die nächtlichen Rügen überhaupt mehr gegen das Flach-

land hin statt fanden. Hatte schon die Häufigkeit des Verfahrens demselben seinen frühern Nimbus, Ausfluß der Privatrache aber dem Bunde den Ruf unbestechlichster Gerechtigkeitsliebe genommen, so war des Berneckers Glauben an das Zeitgemäße des Verfahrens und eignen Scharfblick völlig durch die Aufklärungen erschüttert worden, welche er von seinem Sohne Hanns über die Unschuld der Bewohner der Sonnenreut erhalten, wozu nun noch die bewiesene Großmuth eines Mannes kam, der alle Ursache hatte, Rachegefühle gegen ihn zu hegen, statt dessen jedoch ihm in seiner größten Noth Hülfe zu bringen bereit war. Es war ein empfindlich demüthigendes Gefühl für den Bernecker, daß ihm seine Lage nicht erlaubt hatte, das Anerbieten des Sonnenreuters abzulehnen. Er nahm es auch nur in der Erwartung an, seinem Prozesse eine günstigere Wendung geben und sich seiner Verpflichtung dann bald und glänzend entledigen zu können. Zudem war damals durch Umstände, die später bekannt gegeben werden, der Verdacht des Bilwizschnittes, welcher auf dem Sonnenreuter lag, ziemlich erschüttert. Als nun der feige Ueberfall der Sonnenreut während des Kriegs als ein Werk des Haberfeldbundes bezeichnet wurde; als es im Land-

volke denn auch kein Geheimniß mehr war, daß wirklich einige Haberer, darunter der lange Hies, Theil genommen: da hatte der Bernecker den braunen Ahnenrock und den Flachsbart in die Truhe der Oberstube geworfen und geschworen, sie nicht wieder heraus nehmen zu wollen, bis dem eingerissenen Unwesen gesteuert, und jener strenge Ernst, wie er ihn verlangte, wieder in Rath und Rechtsübung des Bundes zur Geltung gelangt sei. Und der Bernecker war der Mann darnach seinen Schwur zu halten.

Dennoch führte eines trüben Sonnabends im Spätherbst der lange Hies eine Rotte von zwölf Burschen aus der Kirchengemeinde der Gottesau zur Eisenbahn, um mit Benutzung des Nachtzugs rechtzeitig zu einem großen Haberfeldtreiben zu gelangen, welches vor einer Stadt im Flachlande stattfinden sollte. Da kamen nun denn auch gegen Mitternacht aus allen Richtungen vermummte Haufen gegen die vervehmte Stadt vorgerückt. Ihre Vereinigung sollte jedoch auf unerwartete und verhängnißvolle Weise gehindert werden. Der Anschlag war nemlich noch in selbiger Nacht verrathen worden, die Mittheilung gelangte noch rechtzeitig als Telegramm an die Behörden der Stadt, wo alsbald Generalmarsch ge-

schlagen und die Bürgerwehr in die Waffen gerufen wurde. Man hatte gesehen, wohin der Mangel an Entschiedenheit in dem verhängnißvollen Krieg geführt, — ein energisches Handhaben der Ordnung im Innern war geboten. Vor den Thoren der Stadt lieferte denn auch die Bürgerwehr den Haberern ein mitternächtliches Gefecht, warf deren zuziehenden Haufen noch vor ihrer Verbindung zurück und machte zahlreiche Gefangene. Die Rotte des langen Hies und eine Bande aus dem Flachlande wollte bei einer Sandgrube sich vereinigen. Dort standen zwei Brüder mit Wachholderzweigen auf den Hüten und Stutzen in der Hand, der Freunde aus dem Westen harrend, als plötzlich der Eine, von einer Kugel in's Auge getroffen, niederstürzte. Der Andere warf sich auf ihn, rief ihn bei Namen, — es erfolgte keine Antwort. Da legte der übrig gebliebene Bruder dem Gefallenen den Zeigefinger in's durchschossene Auge, zeichnete der Leiche ein blutiges Kreuz auf die Stirne und seufzte, ohne auf das Nahen der Gegner zu achten:

„Gott gib' Dir die ewige Ruhe!“

Darüber wurde er ergriffen. Die Zeitungen brachten über diese tragische Episode Berichte,

schwiegen jedoch über eine andere, aus dem einfachen Grunde, weil sie nichts von derselben wußten. Während bei jener Gelegenheit nämlich eine Wache der Bürgerwehr bei der Leiche des Gefallenen von den Haberern aus der Ferne bedroht wurde, deckten diese den Rückzug der Rotte des langen Hies, die ihren schwergetroffenen Führer davon schleppte. Ihm war eine Kugel durch die Lenden gedrungen, die ihm furchtbare Schmerzen erregte. In einem nahen Einödhofe legte man den Hies auf eine Tragbare und trug nun den Verwundeten in der finstern Nacht durch Wald und Moor der fernen Heimath am Fuße des Schwalbenbergs zu — bald nur als Leiche. Seine letzten Worte waren eine Mahnung, von nun an stets dem Bernecker zu folgen, dem Verräther aber nachzuspüren und ihn nicht zu schonen. Dann fügte er noch mit brechender Stimme hinzu:

„Schaut's Buab'n! Recht hat er doch g'habt, der Teufi, sellmals auf dem Scheibenbühl bei der Verlesung. Hat G'walt über mi g'habt, weil i —" er unterbrach sich, indem er nur noch hinzufügte: „na z'meinetweg'n! 's Jahr is bald um — und hin bin i!"

Damit streckte sich der lange Hies auf der Bahre und war todt. So brachten ihn seine Kameraden

heim. Andern Morgens hieß es, der Hies sei in der Nacht an einem Herzschlag gestorben. Auf der Gottesau, wo er einst vor dem Kirchgang den Hanns gegen die Sonnenreuter Lisi verhetzen half, liegt er nahe der Kirchhofsmauer begraben. Wo ein schwarzes Kreuz mit weißer Inschrift berichtet, daß hier der ehr- und tugendsame Jüngling Mathias Probstmaier in Frieden ruhe, kniete im nächsten Frühjahr öfter die rothe Urschi und einmal auch die Sonnenreuter Lisi. Die Leute erinnerten sich, daß der lange Hies früher die Lisi gern gesehen, sie ihn aber nicht gemocht habe, weil sie den Hanns lieber gehabt. Jetzt war sein Haß wie seine Liebe erloschen; der große Versöhner Tod war auch über sein Grab gewandelt, und Lisi betete aufrichtig für seine arme Seele.

Nun hatte in jenem Winter nur noch ein Haberfeldtreiben, das letzte, statt, weit draußen im Flachlande, in der Nähe der Hauptstadt, wobei es nicht ohne Brutalität abging, denn der Pfarrer des Marktes wurde niedergeschlagen und anderer Unfug verübt. Während der Verlesung des Sündenregisters entspann sich ein Gefecht mit der anrückenden Gensd'armerie; man schoß scharf aufeinander, es gab wieder Verwundete und Gefangene, letztere jedoch erst als das

Register verlesen, das Licht in der Mitte der Haberer erloschen war und die Vehmgenossen sich aufgelöst hatten, um einzeln heim zu schleichen. Die Gefangenen sahen harten Freiheitsstrafen entgegen, — denn die Richter waren entschlossen, Exempel zu statuiren. Und so ward für Manchen der Leichtsinn, mit welchem man des Bernecker's Mahnung in den Wind geschlagen, verhängnißvoll.

Während man so der Verbindung von Kaiser Carl's Leuten im Lande mit Entschiedenheit und Erfolg zu Leibe ging, tauchte in der Hauptstadt selbst der Spuk der faustritterlichen Walkerbande von Zeit zu Zeit, bis in den Sommer hinein, wieder auf, ohne jedoch die Aufmerksamkeit des Publicums so sehr zu erregen, wie die der Polizei. Außerordentliche Schlauheit, Vorsicht uud Berechnung leitete das Auftreten dieser geheimnißvollen Bande, die es sich zum Grundsatze gemacht zu haben schien, ihre Faust nur da anzuwenden, wo man ein Interesse hatte, die Sache nicht publik werden zu lassen. Die einzelnen Fälle gelangten nur als Munkelei in's Publicum, das die Existenz der Bande überhaupt leugnete oder nur als Popanz für feige Galanterie gelten ließ. Indeß blieben auch alle Nachforschungen der Polizei vergeb-

lich. Einige Verhaftungen wiesen sich als arge und komische Mißverständnisse aus, welche auch noch in der Sommerfrische wacker belacht wurden. So bezeichnete das Gericht den Professor Casimir Bader als Opfer eines solchen Mißverständnisses, da ihn seine eiligen Schritte im Dunkeln verdächtig gemacht hatten.

Darüber innerlich lachend setzte sich eines schönen Nachmittags der Gerichtsrath Brand vor dem Kaffeehause nieder, das sich unweit des Seeschlosses im See spiegelt. Dort saß auch der Aesthetiker unter einer Gruppe von Herren und Damen, mit der Darlegung des Waltens der sittlichen Weltordnung in der modernen Malerei beschäftigt. Er war im Eifer, hatte den Hut etwas zurückgeschoben, was ihm ein höchst unternehmendes, händelsüchtiges Ansehen gab. Dabei warf er mit den apokalyptischen Reitern des Cornelius um sich, als hätte er seiner Zeit unter denselben gedient, wobei es ihm nicht eben darauf ankam, der Logik ein Schnippchen zu schlagen. Maler Sturm, der eine Zeit lang zuhörte, hatte zwar eine hohe Meinung von den apokalyptischen Reitern, eine sehr geringe jedoch von des Professors Verständniß derselben. Er erhob sich und ging. Auch Herr Felix

von Fuchs — jetzt vollendeter Stutzer, leider noch immer bartlos und mit knabenhaftem Aussehen — verlor sich aus der Hörweite des Vortrags, behielt jedoch die hübsche Pauline Langenbècque im Gesichte, deren Augen und Wangen eben lebhaft glänzten, da der liebenswürdige Graf Leinberg einige Worte mit ihr wechselte. Vielleicht um diesem zu imponiren, schlug Herr von Fuchs mit seinem kostbaren Rohre so verwegene und gefährliche Terzen und Quarten in die Luft, daß der Zuschauer fürchtete, er wolle sich von hinten her den Kopf vom Nacken schlagen, was übrigens kein besonderer Schade gewesen wäre.

Es war eine belebte Scene, welche sich dort am Strande unter Lauben und Bäumen neben der anschlagenden Fluth, mit wundervoller Aussicht auf den See, jeden schönen Sommernachmittag wiederholt. Da sitzen die Damen und reden geistreich vom Hof und vom Theater oder stricken Schicksalsstrümpfe und sticken Thränentücher für Nah und Fern, sehen auf die golddurchwirkte bürgerliche „Prozin" herunter, die sich wieder durch verächtliche Blicke nach der gespreizten „Büchselmadam" rächt. Etwas abseits vom Herrn Rath, Professor und Director freuen sich — vorhin mit dem Dampfschiffe angekommen — bei

gebackenen Hühnern und entsiegelten Flaschen der Herr Hofnudelbäcker, der Herr Hofschachtelfabrikant und der Herr Hofschweinemetzger ihres theuren Lebens. Da und dort sitzt auch eine bescheidene Mutter in einem lieblichen Töchterkranz, und am Ufer spielt eine Kinderschaar mit den Strandkieseln. Auch den fürstlichen Flügeladjutanten Freiherrn v. d. Leithen bemerkt man unter den Gästen, nicht minder den Herrn Arthur Maier, der wieder für den Sommer am See praktizirt, um im Herbst angestellt zu werden.

Das Alles nun konnte der Gerichtsrath mit einem Blicke übersehen. Es störte die heitere Stimmung nicht, mit welcher er den Anblick des See's genießen wollte, wie er vom Sonnenduft des Nachmittags da außen lag. Gerade unter Menschen kann man oft am einsamsten sein, und das wollte der Gerichtsrath — dazu Kaffee schlürfen, rauchen, schauen und sich sonnen. Während sich jetzt der junge Graf Leinberg von Paulinen verabschiedete und den Strandweg gegen den Wald einschlug, wohin ihm die Blicke des Mädchens mit Spannung nachfolgten, fiel dem Gerichtsrath noch eine Geschichte ein, die jüngst in einer Abendgesellschaft Notar Wolf als eignes Begegniß, in Beziehung zur Furcht vor der Walkerbande, erzählt

hatte. Indem er sich dieselbe lebhaft vor die Phantasie rief, erheiterte sie sein Inneres, wie in der Sonne die Landschaft.

„Es war eine finstere, stürmische Märznacht,“ hatte Notar Wolf damals sein Erlebniß im Schauerstyl begonnen. „Da ging ich allein durch eine einsame Gasse der inneren Stadt. Vor mir sah ich eine Männergestalt, die mir bekannt däucht. Aus der gebauschten Rocktasche der Rückenschöße schaut etwas Cylinderförmiges, was ich anfänglich für ein medizinisches Instrument halte. — Ach, Freund, ruf' ich, sind Sie Mediziner geworden und wollen einer Obstruction zu Leibe gehen? — „Nein,“ spricht er bedeutsam, „ich bin auf dem Wege zu den Molchen, unserm Poetenklub.“ — Was thun Sie dort mit dem Instrument, das Ihnen so gefährlich zur Rocktasche herausschaut? — Ohne Erwiderung sieht er mich an, bleibt plötzlich im Lichtkreis eines Gascandelabers stehen, packt mich mit der Linken beim Rock, greift mit der Rechten zurück, reißt den Gegenstand aus der Tasche, holt aus und — hält ihn mir unter die Nase. — Was war's? — Ein Trauerspiel. Das zusammengerollte Manuscript einer Tragödie von fünf Acten nebst einem Vor- und Nachspiel. Sie können

sich denken, wie schleunig ich mich auf die Flucht begab. Wollte mir der Schreckliche rasch einige Scenen daraus vorlesen.“

Heiter gestimmt durch die Erinnerung an diese Geschichte sah der Gerichtsrath hinaus auf den See, als die Ankunft einer Damengesellschaft von der Landseite her allgemeine Aufmersamkeit erregte, welche jedoch zumeist einer schönen Blondine zu gelten schien, an deren Seite Graf Leinberg einher schritt. Die junge Dame war eine Erscheinung von eben so viel Hoheit und Adel, als Zartheit und Anmuth. Ihr reizvolles geistiges Antlitz war entweder vom Gehen oder von innerer Bewegung leicht geröthet. Für letztere sprach auch ein gewisser unruhiger Glanz der Augen und ein wechselndes Lippenspiel, wozu eine merkliche Beklommenheit und häufiges Zurückwenden der Blicke kam. Ob diese Erregung der Nachwirkung oder Vorempfindung entsprang, ließ sich nicht unterscheiden.

Die Gesellschaft nahm Platz, Graf Leinberg den seinen neben der schönen Blondine, um deren Mund ein schwaches Lächeln als Lohn für seine Aufmerksamkeiten schwebte. Und nun hob sich das schöne Mädchenhaupt vor des Gerichtsraths Blicken wie ein

Marmorbild draußen auf der blauen Seefluth ab; unwillkürlich fühlte er sich von dem Anblick gefesselt.

„Wo mag ich dieser vollendeten Anmuth schon begegnet sein?" fragte er sich selbst. „Es kann noch nicht gar lange her sein. Das Mädchen ist noch jung, scheint aber nicht mehr mit ganz ungetrübtem Gemüthe in die Welt zu schauen."

Ihr Antlitz hatte jetzt eine reine Bläße angenommen; über ihre Züge war ein milder Ernst gebreitet, der selten durch ein Lächeln unterbrochen wurde. Mit abgewischter Brille prüfte der Gerichtsrath Züge und Mienenspiel. Er glaubte zu bemerken, daß hinter der anscheinenden Ruhe sich noch immer eine nachdenkliche Unruhe verberge. Streiften doch ihre schönen Augen immer wieder dahin zurück, woher sie gekommen war. Ja, es fehlte nicht an Momenten, wo sich mitten in der Unterhaltung in die edlen Linien ihres Angesichts ein bitterer Zug stahl. Der Saum ihrer Lippen zog sich dann merklich aufwärts, die Oberlippe stülpte sich leise um, über der edelgeformten Nase zeigte sich eine leichte senkrechte Stirnfalte und selbst an den zarten Nasenflügeln wurde jenes Emporziehen derselben zum Verräther einer leidvollen, inneren Bewegung oder der Erinnerung an schmerz-

liche Stunden. Das gab dem schönen Mädchen in den Augen des Beobachters ein erhöhtes Interesse. Da war schon ein Schmerz über eine holde Seele hingegangen, dessen Schatten noch Schleier der Wehmuth über ihre äußere Erscheinung warfen.

Gerne hätte der Gerichtsrath Beobachtungen fortgesetzt, die einst einen blühenden Frühling in seiner Brust hervorgerufen haben würden, als noch kein Silber den rothen Goldglanz seines Bartes bleichte. Aber schon lauerte das tückische Geschick auch hinter diesem harmlosen Schauen und Genießen. Da hatte sich Herr v. Pimpler niedergelassen, der neben andern großen Gefühlen auch das, unerschütterlicher Freundschaft für seinen kleinen Hund, Namens Bellochen, hegte, jedoch bei dem undankbaren nur halbe Erwiderung fand, worüber Herr v. Pimpler in bittern Klagen den Leuten zu erklären pflegte, wie sauer ihm das Leben durch Bellochen gemacht werde.

„Sehen Sie, Herr Gerichtsrath, er folgt nicht; Bellochen, da, da, da, da! Und doch bin ich ihm zu Liebe heraus, um frische Luft zu schöpfen. Sie glauben gar nicht, was ich mit dem Bellochen ausstehe.“

„Ei, so schlagen Sie das Hundsvieh todt!“ fuhr der Gerichtsrath geärgert heraus und wandte sich von

der Bestürzung des verkannten Freundes Bellochens hinweg, um jedoch vom Regen in die Traufe zu kommen. Ein schwäbischer Herr nemlich, der sich seit Wochen am See aufhielt, um auf dessen Kosten die Leute mit Lobeserhebungen des Bodensees zu quälen, empfing den Gerichtsrath mit den Worten:

„'s ischt gar kein Vergleich, 's ischt wirklich kein Vergleich mit dem Bodensee. Und die Kette" — er meinte die Alpen — „die Kette ischt um ein gut Schtück länger am Bodensee, der auch viel größer und tiefer ischt."

„Ich wollt', Du lägst drinnen und müßtest ihn austrinken," brummte der Gerichtsrath, während der Schwabe, zurücklehnend, nach der Weise einer Arie, deren Melodie Rossini entweder am Bodensee oder der Bodensee bei Rossini geholt, in lyrischer Seestimmung vor sich hinsummte:

„Conschtanz liegt am Bo—o—o—densee,
Trara, trara, traridelde h!"

Die Erwähnung des Squire Littlehouse aus Oxfordshire hinter seinem Rücken brachte den Gerichtsrath auf den Einfall, Herrn Kunstverleger Langenbècque anzurufen, der auch bereit war, mit der Auto-

rität seines vielgereisten englischen Freundes sich der Fluth des Bodensees entgegenzustemmen.

Unterdeß schien sich die Unruhe der schönen Fremden auch Paulinen mitgetheilt zu haben und in derselben sich zu verdoppeln und zu verdreifachen. Ihr hübsches Gesicht hatte einen unmuthigen und leidenschaftlich erregten Ausdruck angenommen, der das Mädchen nicht gut kleidete. Hie und da warf sie flammende Blicke nach dem Tische hinüber, wo Graf Leinberg in lebhafter Conversation mit der Fremden und deren Gesellschaft begriffen war. Auch ihre Mutter, Frau Langenbècque, schien im Augenblicke nicht in bester Stimmung zu sein, was ihrer Freundin, Frau v. Fuchs und der Professorin Bader nicht entging.

„Welche Liebenswürdigkeit Graf Leinberg jetzt entwickelt,“ sagte Frau v. Fuchs scheinbar absichtslos. „Die Anmuth dieses Mädchens ist aber auch bezaubernd und hat heute einen ganz besondern Reiz. Nicht wahr, Pauline?“

„Sie haben heute Ihren menschenfreundlichen Tag, Frau v. Fuchs,“ erwiderte jedoch Pauline gereizt. „Sie finden Alles liebenswürdig, anmuthig, bezaubernd, reizend. Ich freue mich Ihrer milden Stimmung.“

„Mir scheint aber, Du freust Dich derselben eben nicht,“ bemerkte Frau v. Fuchs. „Uebrigens wird dir nicht entgangen sein, daß Graf Leinbergs Lebhaftigkeit einer Steigerung fähig ist. Er war vorhin hier bei uns viel trockener, als jetzt. Meinst Du nicht, Pauline?“

„Verehrteste Frau v. Fuchs, Sie dürfen sich völlig auf die Schärfe Ihrer Augen verlassen und bedürfen meiner Bestätigung Ihrer Beobachtungen durchaus nicht,“ erklärte Pauline mit trotzigem Nachdrucke.

„Nun, nun, nur nicht so aufgeregt, Pauline!“ machte Frau v. Fuchs. „Du mußt Dich nicht darüber ärgern oder wenigstens solltest Du aus Klugheit Deinen Aerger nicht zeigen.“

„Ich ärgern?“ fragte Pauline zurück. „Ich ärgere mich gar nicht. Welche Voraussetzungen, hi, hi, hi! Warum sollte ich mich ärgern!“

Und wieder ließ Pauline ein lautes Lachen vernehmen, dem man aber von Weitem schon das Erzwungene anhörte.

„Lach' nicht so laut, bitte, liebe Pauline,“ fiel jetzt Luise Sperling ein, welche noch immer der hübschen Pauline Freundin war.

„Warum soll ich nicht lachen?“

„Man könnte meinen —“

„Mag man meinen, was man will. Ich lache zu meinem Vergnügen. Oder glaubst Du, ich solle schmachten, wie Du nach dem Arthur Maier hinüber schmachtest! Ich bin heiter, also lache ich.“

Und Pauline lachte wieder. Frau v. Fuchs aber beugte sich über den Tisch zu ihren Nachbarinnen und sagte mit einem Seitenblicke nach dem Platze, wo Graf Leinberg bei den Damen saß:

„Man muß seinem Geschmacke alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, nicht wahr? Auch die Schöne scheint ihre Erinnerungen nun ad acta zu legen. Das ist klug. Dein Mann, liebe Langenbècque, und der Ihrige, Frau Professor, sollen ja harten Stand gegen den Unglauben gehabt haben, den der alte Herr all' den Reden entgegengesetzt. Was überzeugte ihn denn endlich?“

„So viel ich weiß,“ erwiderte die Frau Professor, „besonders der Bericht, den der Arthur Maier von den Ergebnissen jenes gerichtlichen Verhörs gab, die leider nicht hinreichten, die Untersuchung fortzusetzen, da der Doctor dem unheimlichen Menschen heraushalf.“

„Zumeist jedoch wirkte die Thatsache, daß Frau v. Luckner allen Verkehr mit ihrem schwiegersöhnlichen Neffen abgebrochen hat," ergänzte die Mutter Paulinens. „Der alte Herr war ganz erschüttert, als er dies hörte, — es sollen ihn ja noch zarte Erinnerungen an unsere gefallene Größe knüpfen. Und dann ist die Entdeckung, daß man die Tochter gewissermaßen einem Blaubart hingeben wollte, keine Kleinigkeit."

„Und so verdankt man es unsern vereinten Bemühungen, daß das Mädchen den Huldigungen des Grafen Leinberg mehr Aufmerksamkeit zu schenken anfängt," sagte Frau v. Fuchs mit Genugthuung. „Der junge Graf ist aber wirklich verliebt. Nun, und das Mädchen scheint eben so viel Verstand als Schönheit zu besitzen. Eine Grafenkrone fällt nicht jeder in den Schooß, wenn sie ihn auch noch so offen hält, nicht wahr, liebe Langenbècque."

„Ich bitte Dich, liebes Lottchen, welche Redensarten! Uebrigens ist es denn doch die Frage, ob Graf Leinberg mit seiner Krone gerade Ball spielen will. Aber," lenkte Frau Langenbècque ab, „der unheimliche, zweideutige Mensch soll ja wieder im Lande sein. Man will ihn sogar am See gesehen haben."

„Ja," bestätigte Frau Professor Bader, „er hat sich da oben irgendwo in einer Einöde angesiedelt — mit dem Kinde. Ich begreife nicht, wie ihm die Luckner das Kind anvertrauen mochte."

„Da that sie sehr klug daran," sagte Frau von Fuchs. „Er ist ja dessen gesetzlicher Vater. Hat ihn schon Jemand gesehen?"

„Mein Mann traf ihn gestern im Walde, wo er mit dem Kinde dahinstrich," erzählte die Bader. „Casimir machte einige zarte Anspielungen auf seine verstorbene Frau, worüber der Mensch roth und blaß ward. Das wollte Casimir sehen, sonst hätte er sich, Sie können sich denken, gar nicht mit ihm eingelassen. Uebrigens sehen Sie nur den Leith! Ich möchte schwören, die blonde Norddeutsche gefällt ihm auch besser, als seine Gräfin daheim, und er sehnt in diesem Momente seine ledigen Tage zurück."

„Und Andere sehnen sich nach der Hochzeit, so geht es in der Welt, nicht wahr, Luise!" sagte Frau v. Fuchs, zu der Freundin Paulinens gewendet.

„Ich weiß nicht, wonach sich Andere sehnen," antwortete Luise etwas empfindlich.

„Das sollten Sie aber wissen, Sie sind ja alt genug dazu!" versetzte Frau v. Fuchs in ihrer rück-

sichtslosen Weise, die, wie sie versicherte, ihrer wahren Freundschaft entsprang, jedoch nur eine Revanche dafür war, daß sich die arme Luise stets bereit gezeigt hatte, in die Spöttereien Paulinens über Herrn Felix v. Fuchs einzustimmen.

Vielleicht hätte Pauline durch ein scharfes Wort ihre schüchternere Freundin gerächt, wenn nicht in demselben Augenblicke ein großes Kindergeschrei losgebrochen wäre. Die Kleinen kamen daher gelärmt und einer der Jungen schrie Frau Professor Bader an:

„Mama, Mama, da haben wir wieder einen!"

„Nun, was für einen?" fragte die Frau Professor mechanisch.

„Einen neuen Cameraden, der Oskar heißt!"

„So! das ist aber schön von ihm, daß er Oskar heißt!"

„Ja, er heißt aber noch anders."

„Nun wie denn?"

„Weiß nicht mehr, frag' ihn selbst."

Jetzt schaute Frau Professor Bader sammt Gesellschaft erst den kleinen Fremdling an, dessen Erscheinung unter den Kindern so viel Aufsehn erregt hatte. Es war ein hübsches, zartes Kind von zwei

bis drei Jahren, hatte dunkles gelocktes Haar, dunkle Augen, etwas bräunliche, aber durchsichtige Gesichtsfarbe mit bläulich geränderten Augenballen. Sein geschmackvolles Kindergewand von feinem Stoffe verrieth das Kind von Leuten aus der guten Gesellschaft.

„Nun, wie heißt Du noch, Oskar?" fragte jetzt die neugierig gewordene Frau v. Fuchs, indem sie ihren dürren Hals weit vorstreckte.

„Oskar — Wildhoff!" antwortete das Kind langsam, als hätte es eine Aufgabe herzusagen.

Nicht wohl hätte ein anderer Name solche Wirkung am Tische hervorgerufen, als eben dieser. Die Sensation war so groß und äußerte sich gegenseitig in Worten und Geberden so stark, daß man augenblicklich selbst das Kind darüber vergaß, das von den andern weiter geleitet wurde, während der Sprößling des Professors Bader den Cicerone machte.

„Siehst Du," rief er, „das ist unser Kaffeetisch und das große Wasser da ist unser See, da kann man mit dem Schiffchen fahren, Fische fangen, Baden und ertrinken, ja! Und der große Soldat da" — damit deutete er auf Herrn v. Leith, der eben in der Uniform eines Flügeladjutanten am Geländer lehnte und gedankenvoll auf das Wasser hinausschaute —

„der große Soldat ist unser Offizier, aber nicht von Blei oder Holz, sondern ein wirklicher, hat auch einen wirklichen Offiziersſäbel, — siehst Du!"

„Fühlen Sie keinen Zug des Herzens nach dem Kinde, Herr Baron?" fragte jetzt Arthur Maier hinzutretend, mit einem häßlichen Lächeln. „Keine natürliche Wallung? Nichts dergleichen?"

„Wie so? Der Kleine da wäre wohl gar —"

„Allerdings — der schönen Ida Kind!"

„Wahrhaftig!" rief Leith mit einem Anflug von wahrem Gefühl. Er hatte selbst keine Kinder in seiner Ehe, und vielleicht barg sich eine wirkliche Empfindung unter seiner schmunzelnden Miene, mit welcher er jetzt vor aller Augen das Kind aufhob und unter den gespannten Blicken der Anwesenden sich auf eine Bank niederließ, um den Kleinen auf die Kniee zu nehmen. Er mußte doch wohl jener Tage gedenken, wo er so oft hier des Kindes Mutter gegenüber saß, um ihr mit seinen Blicken in die glänzenden Augen hinein Liebe und Treue zu geloben. Am Tische der Frau v. Fuchs aber hieß es kichernd einmal über das andre:

„Ah, ah! Sehen Sie doch den Leith! Sieht ihm das Kind ähnlich?"

Auch unter den Damen, bei denen Graf Leinberg saß, war man schon aufmerksam geworden. Wie eine unwillkürliche Regung schien es die schöne Fremde zu treiben, sich des Kindes zu bemächtigen. Schon hatte sie sich halb von ihrem Sitze erhoben, als sie wieder zurücksank und ihr Antlitz glühroth aufflammte.

Rasch wendete Graf Leinberg seine Augen, um nach der Veranlassung dieses Farbenwechsels zu suchen. Am Eingang zu der kleinen Anlage stand eine hohe Gestalt, ein schwarz gekleideter, vornehm blickender Mann, dessen bleiches Gesicht flüchtig den Raum übersah, als ob er eifrig nach Etwas suche.

Und plötzlich zuckte es jäh durch dieses interessante Männerantlitz, — nicht wie der freudige Strahl der Erkennung, der heitere Schein des Wiedersehens, nein, wie die sprühende, zerstörende, zerschmetternde Wetterlohe durch drohend geballtes Gewölk.

Graf Leinberg richtete nun unwillkürlich seine Blicke wieder den Augen zu, in deren Glanz sich zu sonnen ihm wirklich hohe Lust war. Die vorige Gluth hatte auf des schönen Mädchens Gesicht einer argen Blässe Platz gemacht; denn eben verließ der schwarzgekleidete Herr seinen Platz und kam mit raschem

Schritt daher. Ringsum aber gab sich in Blick und Haltung die höchste Spannung kund, während im aufgeregten Flüstertone die Worte hin und her flogen:

„So, so! der ist's! dem sie Haberfeld getrieben? Der seine Frau — — — Ah! Paßt auf! Da giebt's was, da geht was vor."

Neuntes Capitel.

In welchem der Leser erfährt, was die Zuschauer gerne hätten hören mögen.

Allerdings war der Fremde mit der bleichen gespannten Miene und den funkelnden Augen Derjenige, dessen Erscheinung hier, an diesem Orte, in diesem Momente, die stärkste Ueberraschung bereiten, das größte Aufsehen machen mußte, — Wildhoff.

Ein ganzes Jahr hatte er mit dem Kinde an den Schweizer Seen und zuletzt in Bellagio am Lago di Como zugebracht. Sowohl seine Gesundheit, als die des Knaben hatte sich in der Fremde sichtlich gestärkt. Auch sein Gemüthszustand hatte sich gebessert, seine Seelenverstimmung gemildert, seit sein Leben wieder in der Erziehung des Kindes einen Zweck gewonnen, der dem Bedürfniß seines Herzens entgegen kam. Mit der Entwicklung des Begriffsvermögens

rückte ihm das Kind näher und näher und während er die guten Keime in den zarten, empfänglichen Grund legte, empfand er, wie im Verkehr mit der reinen Kindesseele sich sein eigner Geist noch bildete, sein Herz sich veredelte, seine Erkenntniß wuchs. Er war oft an ein Wort Goethe's erinnert, das der Dichter den Lothario in Wilhelm Meister sagen läßt: „was sogar die Frauen an uns ungebildet zurücklassen, das bilden die Kinder aus, wenn wir uns mit ihnen abgeben." Als das Kind erst verstehen und unterscheiden gelernt hatte, war es ihm schon Vertrauter und Freund geworden; und als es einmal sein Empfinden und Wollen auszudrücken vermochte, da war für Wildhoff ein Umgang gewonnen, der ihn zugleich beglückte und belehrte. Vermochte er doch an einem lebendigen Beispiele die Entwicklung unsers menschlichen Geistes aus dem engelhaften Zustande ahnungsreicher, paradiesischer Einfalt zur Unterscheidung wie zum Verständniß der Dinge, wenn auch nicht zur Erkenntniß ihres innersten Wesens zu verfolgen, eine Erkenntniß, die einer ferneren Phase der Fortbildung unserer Seele vorbehalten bleibt.

So hatte er sich in dem Kinde gleichsam einen Vertrauten herangebildet, der ihm täglich theurer

wurde. Im Verkehr mit der herrlichen Natur und dem lautern kindlichen Gemüthe vermißte er den Umgang der „guten Gesellschaft“ schon längst nicht mehr. Denn wenn die Natur lauter große Gedanken denkt, so die Kinderseele lauter reine. Die Gegenwart der Wärterin des Kindes, der gutmüthigen Thekla, war keine Störung dieses innigen Verkehrs, den nur Wildhoff's Beschäftigung mit seiner Kunst noch unterbrach. Die schönen Villen des Comer Sees regten seine künstlerische Produktion an und mancher Entwurf, manche ausgeführte Zeichnung von Landsitzen im Verhältniß zur umgebenden Natur bereicherte seine Mappe. Dennoch blieb eine Lücke in seinem Herzen übrig, ein Punkt, wohin die künstlerische Befriedigung so wenig drang, als die Genugthuung an dem Kinde, oder das bittere Nachgefühl seiner Welterfahrungen. So oft aber der Abend seine Schatten über den See legte und die hellen Ufervillen in dem dämmerigen Duft verschwanden, draußen auf der Fluth aber die Barcarolen der Schiffer ertönten: so oft fluthete all' die Stimmung der wundervollen Seelandschaft in jenem Punkte zusammen und füllte die Lücke seines Seelenlebens mit einer Empfindung aus, die allmählig den Charakter warmer Sehnsucht

annahm. Und diese Sehnsucht hob ihre Flügel in der Richtung nach der Nordseite der Alpen.

Als die Briefe des ärztlichen Freundes eine allmählige Rückkehr in die Heimath anriethen, ein vorschreitendes Gewöhnen des Kindes an heimische Luft und Eindrücke, da nahm Wildhoff gerne den Gedanken auf, der Zurückkehr auf die Sonnenreut einige Wochen an jenem See der Heimath vorhergehen zu lassen, wo einst das Glück zu seinem vollen Glanze aufgeblüht war, das seinen ersten Strahl auf die Wellen des Comer Sees vorausgeworfen hatte. Seine Sehnsucht steigerte sich jedoch nicht zu einem bestimmten Wunsche, zu keinem Verlangen oder Zurückbegehren des Glückes, das ihm verloren gegangen. In selbstverleugnender Entsagung wollte er nur die Gegend wieder sehen, wo er einst von einer Seligkeit des Lebens träumen durfte, die er nicht mehr genießen, nur noch nachempfinden durfte.

So war er zurückgekommen, ohne Ansprüche an die Welt, ohne Haß gegen dieselbe. Vergeben, wenn auch nicht vergessen, lagen die Kränkungen im Hintergrunde seiner Erinnerung. Eine milde, versöhnliche Stimmung hatte ihn überkommen, als er den See wieder sah, über welchem der Geist seiner Liebe

noch in dem großen Frieden zu schweben schien, der über der blauen Fluth waltete. In einem vereinzelt am Strande gelegenen Hause des stillen oberen Theils des Sees hatte er eingemiethet. Hier begehrte er nichts von den Menschen, als daß sie ihm die Ruhe nicht stören möchten, in welcher er dem Kinde, seinen Erinnerungen und dem stillen Genusse der Natur leben wollte. Bald mußte er wahrnehmen, daß das zu viel verlangt war. So stille Pfade er suchte, konnte er doch Begegnungen nicht vermeiden; und Blicke und Worte der Menschen sagten ihm, wie wenig man gewillt war, ihn dem Bereiche der Katzenkrallen entschlüpfen zu lassen, welche die „gute Gesellschaft" zu dieser Jahreszeit über den See und seine Umgebungen hinstreckt. Wenn auch er vergessen und vergeben gewollt, die Welt hatte nichts vergessen und schon darum nichts zu vergeben, weil sie nicht gelitten, sondern sich an seinem Leiden ergötzt hatte. Es war eine bittere Erfahrung für ihn, als er in der Sinnesart und dem Treiben der Menschen nicht die Veränderung entdeckte, die sie in seinen Vorstellungen zu ihren Gunsten gemacht. Eine geheime Angst aber quälte ihn wieder des Kindes wegen. Er controllirte gleichsam die Blicke, ob sie keinen Hohn ent-

hielten, — er hielt, so viel möglich, den kleinen Oskar vom Umgange mit anderen Kindern ab, aus Furcht, sie möchten mit einem daheim aufgeschnappten Argwohn auf das fremde Kind blicken.

Doch fühlte er, daß er sich um seiner selbst, seines Seelenfriedens willen wappnen und eine Empfindlichkeit ablegen mußte, die ihm jeden menschlichen Anblick vergällte. Er wollte nicht noch ängstlich nach den Nadelspitzen umschauen, die ihn oft genug unvermuthet ihr Dasein fühlen ließen. Dennoch war sein liebstes Verweilen mit dem Kinde draußen auf dem weiten Seespiegel, wo der Kahn zwischen der klaren blauen Höhe und der grünen dunkeln Tiefe in der Welleneinsamkeit dahin schwebte, — wo seltener ein Kahn in Sicht kam, während hunderte weit draußen die nordwärts sich hindehnende andere Seehälfte durchkreuzten und belebten.

Ihm war die blitzende Fläche aber noch der geheimnißvolle Spiegel, in welchem er das verlorne Paradies wiederfand, den Jugendtraum seiner Liebe wieder träumte. Dort wo das Ufer in der Ferne duftig ansteigt und der See glänzende Linien zum andern Strande zieht, dort schwamm in seligen Tagen ja auch sein Lebensschiffchen von Gestade zu Gestade.

In dieser Richtung lenkte er auch heute den Kahn. Das Kind saß mit seiner Wärterin darinnen und that allerlei Fragen, deren Beantwortung Wildhoff der treuen Thekla überließ, während er schweigsam das Ruder führte. Es hatte schon lange gedauert. Das Schlößchen, wo einst Frau v. Leitner mit Ida einen verhängnißvollen Sommer verbracht, war schon wieder hinter ihnen im dunkeln Fichtenwald versunken, und noch immer war er beflissen, andern Kähnen schon von Ferne auszuweichen. Endlich aber äußerte das Kind Durst. Wildhoff lenkte den Kahn an's Land; am waldigen Strande oberhalb des Caffeehauses band er ihn an einen der Faschinenpfähle, mit welchen das Gestade dorten vor dem beständigen Nagen der anschlagenden Fluth geschützt ist.

Während Thekla noch die mitgenommenen Tücher aus dem Kahne hob, hatte Wildhoff schon das Kind an's Land und auf den Waldweg getragen, der dorten als unvergleichlicher Spaziergang das Ufer entlang zieht. Dieser Strandweg, auf dem er an jenem Abende in schweigendem Glücke Irene heimgeleitet und dann auf dem Rückwege lange nach Ida ausgeschaut hatte, o dieser Weg führte seine Gedanken rasch zu all' der Lust, all' dem Leid seiner Liebe zurück. Die

Wellen schlugen so laut an's Ufer, rollten so vernehmlich über die Kiesel am Strand, und er selbst stand mit gekreuzten Armen so versunken in seine Erinnerungen, daß er eine Gesellschaft von Damen, die eben bei einer Biegung des Weges aus dem Gehölze trat, nicht eher bemerkte, als bis er sich derselben unmittelbar gegenüber befand.

Rasch ließ er die Arme sinken, um des Kindes Hand zu ergreifen und mit ihm auf den Grasrand des Weges zurückzutreten, nachdem es zu spät, sich ganz in das Gehölz zurückzuziehen. Die Damen schauten in einer Weise zu ihm auf, daß er unwillkürlich zum Hut langte, um die Fremden zu grüßen. Da traf es ihn aber auch wie der Morgenstrahl, da ein Auge zu ihm herschaute, nur in einem einzigen Blicke, — ein Auge, dessen milder Glanz auch in der Erinnerung seine dunkelsten Nächte nicht ganz ohne Licht gelassen hatte. Irene ging da mit ihrer Mutter und Tante vorüber, Irene! Jedoch nicht mehr jenes kaum zur Jungfrau entwickelte Mädchen mit dem, von ungetrübter Heiterkeit strahlenden, wonnigen Wesen, sondern eine zur edeln, vornehmen Schönheit aufgeblühte Dame, deren Reiz vom ruhigen Bewußtsein ihres Werthes oder schon vom Ernst des Leben's durchtränkt schien.

Mit heißen Wangen und mit gleichsam aufsaugenden Blicken sah er ihr nach. Ihre Gestalt war höher, ausgebildeter und von einem außergewöhnlichen Adel der Erscheinung, ihre Haltung bewußter und vornehmer, das Haar etwas dunkler, die Züge mehr ausgeprägt und sehr durchgeistigt. Nicht mehr in der süßen Kindlichkeit von ehedem, in jungfräulicher Hoheit ging sie dahin. So war es Irene und doch eine andere, — wie hätte sie auch so gelassen an ihm vorüber gekonnt. Gleich ihrer Begleitung hatte sie seinen Gruß erwiedert, ernst, fremd, ja mit kalter Zurückhaltung. Und doch verrieth ihr Auge, die wallende Röthe, obwohl rasch verflüchtend, daß sie ihn erkannt.

Auch auf seinem Antlitze verblich die Gluth. Der heiße Sprudel seines Gefühls sank in sich zusammen und wallte und kochte nur noch, als wollte ihm die Brust zersprengen, da die Damen weiterhin einen jungen Herrn freundlich empfingen und sich von ihm weiter in's Caffeehaus am Strande geleiten ließen. Nur mechanisch gebot er der Wärterin, dem Kinde daselbst eine Tasse Milch geben zu lassen. Dann stand er mit gekreuzten Armen und zusammengekniffenen Lippen allein und sah nach der Richtung, wohin Irene verschwunden war. Er athmete langsam und nur

noch mit großer Anstrengung, indem er so stand. Endlich setzte er seinen Fuß vor, um nach dem Caffeehause dem Kinde entgegen zu schreiten. Dort aber kam aus der hintern Thüre Thekla mit der Milch und suchte mit den Augen nach dem kleinen Oskar. Die Sorge um das Kind riß Wildhoff aus seiner Betäubung. Als er Kindergeschrei hörte, war er mit einigen raschen Schritten um das Haus und stand am Eingange zu der kleinen Wirthsanlage dicht am See, wo er auch bereits das Ziel aller Blicke geworden war. Man streckte und verrenkte die Hälse, man zischelte und munkelte; Wildhoff merkte es nicht. Ein Blick seines Auges hatte Irene gestreift, er sah nicht die Gluth auf ihren Wangen, denn der Brennpunkt alles seines Schauens und Denkens, seiner leidenschaftlichen Regungen war jetzt der Offizier, der das Kind auf seinem Schoße hielt.

Einen Moment lang schien dieser Anblick ihn gelähmt zu haben. Dann aber loderte die gelbe Gluth des Hasses durch seine Züge, die sich im wildesten, unbezähmbarsten Zorne verzerrten, während jähe Blitze seinen Augen entsprühten. Alles um ihn war vergessen, Alles verschwamm vor seinen Blicken, — nur die Gestalt des Herrn v. Leith mit dem Kinde zeich-

nete sich in erschreckender Deutlichkeit vor ihm. Er sah, wie jener den Kleinen mit selbstgefälligem Lächeln hielt, gleichsam sich brüstend, sich sonnend an der allgemeinen Aufmerksamkeit und die Blicke herausfordernd. Da trieb es ihn vorwärts. Mit wenigen Schritten befand er sich Herrn v. Leith gegenüber, zwischen ihnen — zufällig oder absichtlich — nur noch die Gestalt Arthur Maiers.

„Bitte, lassen Sie mich!" sagte Wildhoff rasch, leise, keuchend.

„Was wünschen Sie, mein Herr?" entgegnete jetzt der tückische Rechtspraktikant mit absichtlicher Zögerung und einem gleichmüthigen Gesichtsausdruck, ohne sich von der Stelle zu regen.

„Aus dem Wege!" kam es jetzt von Wildhoffs Lippen.

Zugleich half ein Druck seiner Hand nach, — er hätte ein noch größeres Hinderniß fortgeschoben.

Nun war aber auch der Höfling auf ihn aufmerksam geworden. Durch dessen männlich schönes Gesicht zuckte doch etwas wie Betroffenheit. Einen Moment schien er zu überlegen, ob er das Kind auf den Knieen behalten, ob er es niederstellen solle. Dann that er letzteres, fuhr mit dem Handschuh über

sein Beinkleid und erhob sich. Wange und Stirne war geröthet, ob von der Ueberraschung, ob von dem stattgehabten Niederbücken des Körpers, ließ sich nicht unterscheiden. Wenigstens begegnete er dem durchbohrenden Blicke Wildhoffs mit gelassener Haltung und der vornehmen Ruhe des Hofmannes.

Wildhoff hatte das Kind an sich gerissen. Ohne ein Wort hervorzubringen — die Zunge klebte ihm am Gaumen — hob er den Knaben auf. Sein Blick flog zurück und traf die Wärterin, die auch nachgekommen war; rasch trug er ihr den erschrockenen Kleinen zu und hieß sie mit demselben fortgehen. Dann wandte er sich wieder um nach der Stelle, wo er Herrn v. Leith gesehen hatte. Sein Auge begegnete dabei einem andern, das einst voll Zärtlichkeit an ihm gehangen, jetzt aber starr sich an ihn heftete. Was sprach dieser Blick aus? Schrecken, Angst, Unzufriedenheit, Strafe oder Bitte? Was machte dieses schöne Antlitz so bleich? Er konnte jetzt nicht weiter darauf achten, — er sah sie und den jungen Herrn an ihrer Seite nur einmal an und fühlte dabei wenigstens die Nothwendigkeit, sich mehr fassen zu müssen. Dann suchte sein Blick nach Herrn v. Leith, der von dem Buschwerk etwas verdeckt, wieder am Geländer stand

und in den See hinausschaute. Dahin schritt er. Was er dort wollte, wußte er noch nicht.

„Ach Herr Baron! Ich hätte nicht gedacht, daß Sie Ihr Vaterrecht so leichten Kaufs preisgeben würden,“ rief Arthur Maier heiter von dem Landungssteg her dem Höfling zu, der seinen Schnurrbart lächelnd durch die Finger gleiten ließ.

„Was wollt ich thun?“ antwortete Baron v. Leith. „Dem guten Architekten wäre nichts übrig geblieben, als —“

„Einen Niederträchtigen zu züchtigen!“ fiel Wildhoff hinzutretend ein.

Der Höfling drehte sich überrascht um.

„Sie reden gefährliche Dinge, mein Herr!“ hub er nach einer Pause gelassen, ja mit einer gewissen Hoheit an, nachdem er die Fassung wieder erlangt hatte, die ihm der Anblick Wildhoffs nochmals genommen. „Jedoch will ich Sie für's Erste nicht verstanden haben.“

„So muß ich deutlicher werden?“ sprach Wildhoff, mit durchbohrendem Blicke näher rückend.

Erbleichend wich der Höfling einen Schritt zurück und langte unwillkürlich nach dem Säbelgriffe. Er durfte von dem gereizten Gegner, der so viel an ihm

zu rächen hatte, auch das Schlimmste gewärtigen. Dessen Haltung und Anblick waren eben auch nicht der Art, als ob er vor einem Schritt zurückschrecken würde, der auf den Offizier eine öffentliche Beschimpfung lud und ihn aus der Carrière werfen konnte. Dazu war die Lage Wildhoff's die eines Verzweifelten, von der Gesellschaft gleichsam Verfehmten, der in den Augen derselben nichts mehr zu verlieren und Rücksichten nicht nöthig hatte. So kam ein Moment bleichen Schreckens über den Hofmann, der ihm das Aeußerste gebot, als Wildhoff völlig an ihn heran trat. Die Hand fuhr zu der Waffe. Aber schon umfaßten auch Wildhoffs Finger wie Eisenklammern den Arm des Höflings.

„Bandit!" kam jetzt über dessen bebende Lippen, während er einen vergeblichen Versuch machte, sich loszuringen.

Jedoch Wildhoff hielt ihn wie in einem Schraubstock fest und sah ihn an, als weide er sich an der Ohnmacht und dem Schrecken des Andern, als wolle er ihm sagen, daß er jetzt in seiner Gewalt sei.

„Ruhig, Herr v. Leith, kein Aufsehen!" sagte er dann sicher und fest, wenn auch leise. „Und hören Sie das Eine. Ich hoffe, es war das erste und

letzte Mal, daß Sie sich dem Kinde zu nähern erlauben oder irgend wie und wo seiner durch Wort und Miene gedenken. Ich erwarte bestimmt —"

„So hole Sie der Teufel, Herr!" brach jetzt der gereizte Höfling wenig weltmännisch, jedoch mit gedämpfter Stimme, heraus und suchte wieder mit einer vergeblichen Anstrengung seinen Arm loszubringen, ohne daß er den Versuch zu merklich machen durfte, um nicht den Anwesenden seinen wehrlosen Zustand enthüllen zu müssen. „Bevor Sie dergleichen zu hoffen und zu erwarten sich erlauben," fuhr er dann in einem Tone fort, der seiner Situation wenig entsprach, „bevor Sie sich dies erlauben, müßten Sie sich doch klar zu werden suchen, ob Ihr Anrecht an dieses Kind so groß ist, als —"

Ueber Wildhoffs Antlitz zuckte es wie falber Gewitterschein.

„Bube!" kam es knirschend zwischen seinen Zähnen hervor. „Kein Wort weiter! oder, bei Gott! ich zerbreche Ihre feine Figur, wie in jener Nacht — — Ihr Offiziersdegen zerbrochen ward."

Damit hatte er nochmals den Arm des Höflings fester umklammert und gepreßt, sah ihn wiederholt durchdringend an und sprach:

„Das Kind ist mein! Hören Sie, Mensch, mein! Hüten Sie sich!"

Nun ließ er ihn verächtlich fahren, drehte sich um und ging, während Baron v. d. Leithen von Schmerz, Wuth, Scham und Schrecken völlig betäubt auf seinem Platze verharrte. Wenn Jemand Alles gesehen und gehört, was ihm so eben widerfahren! Und dieser Mann, den er nach Allem als seinen Todfeind betrachten mußte, gerade dieser kannte das von ihm so ängstlich bewahrte Geheimniß, den Schimpf jener Nacht, wo sich ein Offizier, ein königlicher Adjutant von einem einzelnen unbewaffneten Manne niederschlagen und den Degen zerbrechen ließ.

Ohne sich jedoch um die verletzten Gefühle des Höflings weiter zu kümmern, ging jetzt Wildhoff durch die gaffende und aufgeregte Gesellschaft hinweg, die sich, wenig von dem Gesehenen befriedigt, fragend ansah. Der Auftritt war zu kurz, Alles zu rasch abgelaufen. Man hatte bei dem Zusammenstoß der Beiden doch wenigstens ein vernehmbares Gezänk erwartet und sich darauf gefreut. Statt dessen war die Scene zwischen den Gegnern schon abgespielt, bevor man sich vom ersten Erstaunen über die unerwartete Erscheinung Wildhoffs erholt hatte. Keiner

der Anwesenden war eigentlich zu einem klaren Ueberblick oder gar Verständniß des Auftritts gelangt, und man fragte sich noch immer, was es denn eigentlich war, als Wildhoff schon wieder den Strandweg erreicht hatte, um zu dem Kahne zurück zu kehren.

Die Aufregung zitterte noch in seinen bebenden Lippen und im Zucken seiner Gesichtsmuskeln nach. Sonst war er ruhig, wenn auch nicht gerade befriedigt. Er hatte seiner Rache ja doch nicht genug, der Gesellschaft gegenüber vielleicht aber zu viel gethan, — der Gesellschaft, in der sich Irene befand. Keine Zeit blieb ihm jedoch, sich für jetzt in Erwägungen und Betrachtungen darüber zu verlieren. Denn als er das Kind und die Wärterin wieder zu Gesicht bekam, hörte er auch eilige Schritte hinter sich. Ohne sich umzuwenden, ließ er dieselben herankommen.

„Bitte, mein Herr, einen Augenblick!"

„Was wünschen Sie, Herr Arthur Maier?" sagte Wildhoff, ohne besondere Achtung in seinen Ton zu legen.

„Sie werden kaum Zweifel darüber hegen, Herr Wildhoff, daß Sie den Baron v. d. Leithen schwer beleidigt haben."

„Und?"

„Sie vergaßen, Ihre Adresse zu hinterlassen, Herr Wildhoff, denn Sie werden einsehen, daß Sie ihm Genugthuung schuldig sind.“

Wildhoff blieb stehen und sah sich den Kleinen an, indem er seine Stirne faltete.

„Und wenn ich es nicht einsehe?“ begann er dann, „vielmehr, wenn ich einsehe, daß er Genugthuung bedarf, ich sie ihm aber nicht gewähren will?“

„Dann,“ erwiderte der kleine Rechtspraktikant mit bedauerndem Achselzucken, „dann werden Sie dem erklärten öffentlichen Verruf nicht wohl entschlüpfen.“

„Hm!“ machte Wildhoff verächtlich und seine Augen funkelten. „Bei Gott, Sie schrecken mich! Ich werde Ihnen wohl meine Adresse angeben müssen: Einöd' Landhaus! Das Uebrige wissen Sie, bringen Sie's Ihrem Gönner. Wenn er mir noch etwas zu sagen oder mehr von mir hören will, kann er sich der Adresse bedienen, unbeschadet meiner Entschließungen, — denn es ist noch nicht so ausgemacht, daß ich ihm Genugthuung in seinem Sinne gewähren will. Ich glaube sogar, ich werde es nicht. Ihnen jedoch, Herr Arthur Maier, habe ich jetzt genug gesagt, und nehmen Sie für Ihre Person das mit: Ich werde die Beleidigung augenblicklich rächen, wenn man mir

Sie, Herr Arthur Maier, als Herold schickt, selbst wenn dies den öffentlichen Verruf alsbald nach sich ziehen sollte. Sie verstehen doch!"

„Ich verstehe," erwiderte Arthur Maier durch Wildhoffs ruhiges Wesen kühn gemacht, „ich verstehe, daß die Gewohnheit auch gegen die Verachtung abhärtet."

Trotz seiner Keckheit erblaßte er, als sich jetzt Wildhoff mit einem durchdringenden Blicke an ihn wandte. Jedoch begnügte sich Wildhoff mit dieser Wirkung.

„Für heute hat Ihre Zunge Freipaß, mein kleiner, kühner Herr, besonders wenn sie solche Wahrheiten ausspricht," sagte er, nicht gewillt, sich noch erzürnen zu lassen. „Nur sollten Sie sich nicht zu sehr auf Ihren Stöckeln strecken, da mir alle Zeit fehlt, Sie weiter anzuhören. Adieu!"

Damit wendete er gleichmüthig um und schritt der Stelle entgegen, wo Thekla mit dem Kinde auf dem Strome wartete. Der kleine Oskar hatte geweint, jetzt schlief er, schluchzte aber noch im Schlafe und zuckte manchmal dabei heftig zusammen. Besorgt sah Wildhoff auf den Kleinen, — lange. Als er den Blick wieder abwendete, sagte er leise für sich:

„Armes Kind!“

Welche Sorge hatte er gehabt, das Kind vor Anspielungen auf seine Geburt zu behüten, — und nun dieses frivole Kokettiren des Niederträchtigen selbst mit der Frucht seines Verraths! —

Fort ging es wieder im Kahne, immer weiter auf dem See. Noch schweigsamer als Nachmittags fuhr Wildhoff dahin. Seine Ruder tauchten in flüssiges Gold, da der Abend seinen Glanz in den See warf. Wunderbare Farben waren in das weite Becken gegossen, und allmälig versank in seinen kühlen Grund Alles, was Wildhoffs Gemüth wild erregt hatte. Auf der wallenden Fluth schwamm im magischen Lichte nur noch ein Kahn vor seinem träumenden Auge, darinnen eine schöne Frau, die ihre Blicke nicht von ihm wendete. Er sah sie immer wieder, immer wieder, und das Herz schwoll ihm vor Sehnsucht, sie noch näher zu sehen.

Als er endlich an der Stelle landete, wo das Landhaus heimlich von der Wiese herschaute, ließ er Thekla das noch immer schlafende Kind heimbringen; er selbst stieß den Kahn vom Lande ab in die anprallende goldene Fluth hinein, und bald schwamm er mitten in der fabelhaften Pracht des Abends auf

dem See. Mit kräftigen Ruderschlägen trieb er den Nachen über die spiegelglatte Fläche. Und als der Glanz und Schimmer verblichen war und nur noch der Mond einen milden Schein auf die Wellen warf, trieb sein Schifflein schon weit unten in jener Gegend des Sees, wo er einst an Irenens Seite den schönen Traum seiner Liebe zu träumen begann in der unvergeßlichen Mondnacht.

Wie damals dehnte sich fast unabsehbar in duftiger Nacht die erregte Wallung des weiten Sees, dessen Ufer ganz zurückgetreten schienen. Kein Geräusch, als das Glucksen von Wildhoffs Rudern und der leise Sang der Wassergeister, welche den Kahn auf ihren weichen Armen schaukelten. Nur aus weiter Ferne klang ein verhallender Glockenton — wie aus der crystallenen Tiefe oder wie die Heimathglocken der schönen Agnese in's smaragdne Schloß erklangen. Es war eine Nacht wie damals, nur koste der Wind, der durch Wildhoffs Haar strich, nicht mit den gelben Locken Irenens an seiner Seite, nur küßte der Mond sie nicht mit seinen keuschen Strahlen.

Wildhoff hatte die Ruder aufgezogen und ließ den Kahn nun steuerlos dahinschwimmen. Sein Blick war hinaus gerichtet auf die im Mondlichte glitzernde

und flimmernde Wallung des Sees. Leise schlugen die Wellen an das Boot, das ihn über die kühle Tiefe hintrug. Wie weh that ihm diese Nacht mit ihrem milden Glanze, wie weh diese feierliche Ruhe und Stille.

Da rauschte und plätscherte es draußen im Wasser. Er horchte mit pochendem Herzen. Bald kam ein Kahn in Sicht, Gestalten darauf. Man plauderte. Es klang seltsam in dieser nächtlichen Einsamkeit des weiten Sees. Der Nachen kam näher, schwamm vorüber. Drei Damen in Tücher verhüllt saßen drinnen, neben der Einen ein junger Herr — derselbe, den er am Strande in ihrer Gesellschaft gesehen. Wildhoff stöhnte laut aus bedrängter Brust. Der Mond schien ihm hell in's Gesicht, indem er nachschaute, — in seinen Augen schienen Diamanten zu glänzen, so funkelte es darinnen.

Dort trug ein Kahn sein Lebensglück vorüber, — und er blieb in der Einsamkeit des Sees zurück.

Aber der Kahn war noch nicht völlig seinem Blicke entschwunden, als er wieder zu den Rudern griff und sein Schifflein wie einen Pfeil über die Wellen dahin fliegen ließ in der Richtung des Strandes, nach welchem auch der Kiel des andern Nachens strebte.

Zehntes Capitel.

Das den Helden unserer Erzählung in großer Erregung zeigt.

Als eine Viertelstunde später Graf Leinberg mit der Aufmerksamkeit eines jungen Mannes von Stande den beiden älteren Damen noch aus dem Kahne an's Land half, hatte die Jüngere schon das Ufer gewonnen und schlug ohne Aufenthalt den Weg ein, der zur Höhe hinan führt, zuerst unter Obstbäumen hin, deren Zweige und Blätter ihren Schatten auf den Weg zeichneten, an einigen stillen Häusern vorüber, deren Fenster im Monde glänzten, dann über eine hellbeleuchtete Wiese in einen dunkeln Waldpfad. Wie eine dem See entstiegene Fee, vom Mondglanz umflossen, schwebte die hohe, lichte Gestalt dahin — mit tiefbewegtem Herzen.

Auf das Bild des Mannes, das sie seit jenem schmerzlichen Abschiede in hoffnungsloser Treue in ihrem Herzen getragen, neben welchem kein anderes

mehr Platz finden sollte, auf dieses Bild wollte man häßliche Flecken werfen, seit sie wieder mit ihren Eltern an dem See weilte, der alle Erinnerungen ihrer Liebe umschloß. Um die edle Gestalt des unvergessenen geliebten Mannes spann sich ein Gewebe unheimlicher Nachreden. Man hatte von düsteren, geheimnißvollen Umständen gesprochen, die den Tod seiner Gattin begleitet hätten, — er war von der Gesellschaft verfehmt, vom Volke selbst in Bann und Acht erklärt worden, — von Reue und Verzweiflung zerrissen, so sagte man, schleppe er nun sein Leben in erzwungener Einsamkeit dahin und suche in Sorgfalt für das Kind zu sühnen, was er an dessen Mutter verbrochen. Sie hatte alle diese Reden unwillig von sich abgestoßen, so oft sie sich ihr nahten. Sie hielt ihn nimmer einer unedelmüthigen Handlung, geschweige denn eines Verbrechens fähig. Und wenn er wirklich im Schmerz über seine verlorne Liebe gefehlt, war sie berufen, ihn deswegen zu verdammen? Im Gegentheile schwoll ihr ganzes Herz auch dann noch in Mitleid und unsäglichem Erbarmen, wenn sie sich ihn schuldig dachte. Ihrem Herzen war er dadurch nicht fremder geworden, wenn sich auch ein trennender Abgrund zwischen ihnen öffnete.

Dieser Abgrund schien sich aber wirklich öffnen zu wollen, seit sie ihn heute gesehen. Ja, als er ihr im Walde begegnete mit dem Kinde an der Hand, als sie die edlen Züge unter der schwermüthigen, fast finsteren Miene wieder erkannte, da pochte ihr Busen in der Regung nie erloschener Liebe, wenn sie auch mit blutendem Herzen schweigend an ihm vorüber mußte. Da er jedoch wieder erschien, mit den haßsprühenden Augen, der leidenschaftlich verzerrten Geberde, da ward sie mit starrem Entsetzen erfüllt, da zog eine Angst und Beklommenheit in ihr ein, welche ihrem innern Bewußtsein das Geständniß ablegten: Ja, dieser Mann ist in seiner Leidenschaft einer bösen That fähig! Irene kannte ja nicht den vollen Umfang des Elends, welches Baron Leith's Verrath an Ida v. Luckner über Wildhoff gebracht. So fehlte ihr der richtige Maßstab für die heftige Bitterkeit, welche diesen beim Anblick des Verräthers und seines frivolen Spiels mit dem Kinde der Verstorbenen erfüllen mußte.

In ihrem Herzen war es trostlos leer geworden. Aber Irene v. Helming hatte gelernt, ihre innere Welt von der äußeren abzuschließen. Nach der ersten Ueberraschung hatte sie es über sich vermocht, mit

Mutter und Tante sowohl, als mit dem jungen Grafen Leinberg sich unbefangen zu unterhalten. Dieser hatte die Bekanntschaft der Familie gesucht und durch gefällige Umgangssitten ein Vertrauen gewonnen, das er auch verdiente. Bereits war es öffentliches Geheimniß am See, daß er die norddeutsche Schöne auszeichne. Seine Ueberfahrt mit demselben Kahne fiel nicht auf, und auch Irene dachte nichts Weiteres dabei, als — an eine frühere Ueberfahrt. Jetzt aber sehnte sie sich nach Einsamkeit, darum war sie so rasch ans Land und voran die Höhe hinauf gestiegen. Nun aber trat auch in ihre Züge der Schmerz, und ihre Brust stöhnte schwer unter dem wogenden Busen, als sie mit ihrem tiefen, trostlosen Leide den Waldpfad hinan ging Sie achtete dabei nicht auf das Geräusch neben ihr. Sie ging nur immer vom Gram ihres Lebens fast überwältigt dahin — eine weinende Lichterscheinung im Walde. So war sie an eine Stelle gekommen, wo ein anderer Pfad den ihrigen kreuzte, als plötzlich eine dunkle Gestalt ihr den Weg vertrat, daß sie bestürzt zurück wich.

„Irene!"

„Wildhoff!"

Es waren die einzigen Worte, die für den Augen-

blick sich Bahn brachen. Dann aber verringerte sich der Raum zwischen ihnen, Wildhoff kam näher.

„Guter Gott!“ seufzte jetzt Irene aus angstvoll bewegter Brust. „Was wollen Sie hier, mein Herr?“

„Was ich hier will? So fragt Irene?“ antwortete Wildhoff, und der Schmerz zitterte durch seine Stimme. „Verzeihung, gnädiges Fräulein,“ unterbrach er sich dann, „daß ich mir eine Anrede erlaubte, die Ihnen heute zu vertraulich klingt. Es gab eine Zeit, wo Fräulein v. Helming nicht zurück wich, wenn ihr Heinrich Wildhoff in den Weg trat.“

„Ja, es gab eine Zeit. Sie sollten nicht daran erinnern,“ sprach Irene. „Die Zeit ist lange vorüber.“

„Nicht so lange, daß ich ihrer nicht täglich gedächte, Irene; lange genug allerdings, um von Fräulein v. Helming vergessen zu sein.“

„Nicht vergessen, Wildhoff. Nein, Gott weiß es, nicht vergessen. O wäre sie es! — Aber sie soll, sie muß es werden, Wildhoff! Seien sie ein so starker Mann, als Sie ein heftiger sind, und Sie werden es vermögen. Ich will es versuchen!“

„O, ich fürchte nicht, daß es Ihnen schwer wer-

den wird," sprach jetzt Wildhoff mit Bitterkeit. „Frauen sind in dieser Richtung das stärkere Geschlecht."

„Ungerechter — undankbarer Mann!" versetzte sie in tiefer Erregung. „Sie verdienen wirklich nicht, — — doch, gehen Sie!" brach sie stockend ab. „Gehen Sie, und ich will Ihre Kränkung vergessen."

„Bitte, fürchten Sie nicht, daß ich mich aufdrängen werde," sagte jetzt Wildhoff mit verletztem Stolze. „Auch Ihnen dränge ich mich nicht auf, Irene v. Helming, — ich werde Sie von meiner Gegenwart befreien. Zuvor aber — darum muß ich bitten — beantworten Sie mir nur eine einzige Frage: Ist Graf Leinberg —"

„Fragen Sie nichts, Wildhoff!" fiel Irene hastig ein. „Bitte, gehen Sie, und ich will Ihnen jeden Zweifel verzeihen."

Noch einen Augenblick stand Wildhoff, als überlege er, ob er nicht jede Rücksicht fallen und dennoch bleiben solle. Dann aber verbeugte er sich und sagte auf Irenens letzte Worte mit eisiger Kälte:

„Zu viel Güte, meine Gnädigste. Leben Sie wohl!"

Damit verschwand er auf dem Querpfade, als

die Zurückgebliebenen so nahe gekommen waren, daß sie ihn jetzt hätten bemerken müssen.

Der Wind hatte sich stärker erhoben und strich lau durch das Laub des Waldes, dessen Rauschen den Laut der Schritte des Wegeilenden übertäubte. Draußen auf dem See kräuselten sich die Wellen höher, daß Mond und Sterne auf und ab zu wogen schienen in der wallenden Fluth. Es war eine herrliche Nacht, als Wildhoff wieder seinen Kahn gegen die anprallenden Wellen trieb, daß er wie ein Gummiball hopste und tanzte. Nur im Südwesten, woher der Wind kam, thürmte sich Gewölk auf. Wildhoff sah in die bewegte Fluth und sah zum Firmament empor, während ein wilder Schmerz in seiner Brust tobte. Unwillkürlich fiel ihm eine Stelle aus Herberts „Oswald der Geiger“ ein.

„Ihr wandelt dort oben in Herrlichkeit,
Ihr goldenen Sterne, und schimmert und lacht,
Als schliefe hier unten jedes Leid
In dieser prächtigen, lauen Nacht.
O, wär' es nur Sturm, voll nächtlichem Graus!
O, blickte kein Stern, kein Stern herab!
O, fänd' ich den Weg zur Welt hinaus,
Oder fänd' ich ein kühles Grab.“

Ohne Ziel tanzte sein Kahn noch auf den mehr und mehr aufgewühlten Wellen des Sees, während

die Wolken am Monde vorüberjagten, als wollten sie anzeigen, daß der Sturm komme, den er begehrte. Ihn kümmerte es nicht, daß der See schon hoch ging und der Wind stürmisch daherwehte. Wenn er sich Irenens Gestalt, den Ton ihrer Stimme vor die Seele rief, wenn er daran dachte, daß jetzt ein Anderer da droben vielleicht liebreichen Abschied von ihr nehme, vielleicht ihre Hand dabei fasse und an seine Lippen drücke, da war es ihm, der Athem gehe ihm aus vor dem gepreßten, zusammenschnürenden Schmerze um die Brust bis zur Kehle hinan. Heftig riß er Rock und Weste auf, um den Wind frei zuströmen zu lassen. Aber die Pulse klopften unruhig fort, als wollten sie die Adern sprengen.

Es linderte seine Qual keineswegs, wenn er sich nicht verhehlen konnte, daß er selbst durch seine Handlungsweise Irene jeder Rücksicht gegen ihn entbunden habe, als er sie einem Wahne opferte, dem Wahne der Familienehre, — einem Wahn vor sich und der Welt, die seiner ja doch hohnlächelte. Es war aber auch eine bittere Täuschung, wenn er sich zugetraut, Irenen wieder sehen und sprechen und ihr dann entsagen zu können.

Den vorüberjagenden Wolken war ein schwarzes

Wetter gefolgt, dessen fahle Blitze schon da und dort über die empörte Fluth hinzuckten, während der Donner mächtig oben her rollte. Dann sauste und brauste es plötzlich mit furchtbarer Heftigkeit in Blitz und Donnerschlag heran und vorüber. Der rauschende Regen hatte Wildhoffs Kleider bald bis auf die Haut durchnäßt. Ihm war es jedoch, als höre er mitten im Sturme das ängstliche Winseln des kleinen Oskar. Seine aufgeregte Phantasie sah das Kind mit ausgestreckten Händchen und dem kläglichen Rufe: „Papa! Papa!" Da griffen die Ruder wieder mit bestimmtem Ziel und Plan in's Wasser. Als das Wetter den See und dessen östliche Uferhöhen überschritten hatte, bestimmte die Richtung des Kahns ein trübschimmerndes fernes Licht, das einen rothen Glast in den unruhigen See hereinwarf. Dieses Licht glänzte aus einem Fenster des Landhauses. Wachte die treue Thekla noch über dem Schlummer des Kindes?

Wildhoffs Gedanken richteten sich mit einem Male Alle dahin. Als wolle er die versäumte und verträumte Zeit wieder einbringen, ruderte er nun mächtig zu. Der Nachen schoß wie ein Raubfisch über den Wellenwurf der Seefluth. Und immer gewaltiger griff der nächtliche Schiffer aus, bis seine

Kleider und Haare dampften. — Endlich lief das Schifflein knirschend an den Strand.

Oben im Landhaus brannte das Licht noch. Wildhoff sprang an's Land, über die nasse Wiese hin, die Treppen hinan. Hastig riß er die Thüre des Zimmers auf, in welchem Licht war. Dort ging die treue Thekla auf und nieder mit dem kleinen Oskar im Arme. Bei Wildhoffs Anblick fing sie an bitterlich zu weinen.

„Mein Kind! Mein Kind!“ schrie Wildhoff auf, indem er auf sie zusprang und den kleinen Körper auf seine Arme nahm.

Das Kind sah ihn starr an, ein Lächeln flog über seine Züge. Dann rollte es noch einmal die Augen, streckte sich gewaltsam, sank zusammen und lag hierauf still in Wildhoffs Arme.

Eiskalt durchschauert, mit schreckensstarrem, todesängstlichem Blick sah er auf das Kind, in dessen bleiches, engelhaftes Antlitz. Lange sah er es so an, bis ein Mann in's Zimmer trat, ein Arzt, nach welchem die verständige Thekla schon frühzeitig geschickt hatte. Dieser betrachtete und betastete den kleinen Körper und sagte dann mit ernstem Gleichmuth:

„Das Kind scheint zu Krämpfen disponirt gewesen zu sein und muß wohl über das heftige Ge-

witter in Schrecken gerathen sein. Litt es nicht schon früher an Krämpfen?"

„Ja, seit dem Schießen auf der Sonnenreut," erwiderte die Wärterin schluchzend, während Wildhoffs Blick in qualvoller Spannung auf der Miene des Arztes hing.

„Also in Folge früheren Schreckens. Ich dachte mir es gleich. Solche wiederholte plötzliche Anfälle tödten oft schnell," sprach der Arzt mit seiner ruhigen, langsamen Betonung der Worte.

„Aber mein Kind —" fragte Wildhoff mit entsetzlich gespanntem Ausdruck seines Gesichtes.

„Ist todt!" sagte der Arzt.

Dann fügte er noch hinzu, daß seine Gegenwart nichts mehr helfen könne und empfahl sich.

Bis er zur Thüre hinaus war, stand noch Wildhoff mit dem kleinen Körper im Arme aufrecht. Dann brach er wie von Gottes Wetterstrahl getroffen in die Kniee zusammen. Aber das Kind hielt er fest. Er drückte es an sich, beugte seinen Mund zu der kleinen Leiche nieder, sah sie wieder und wieder an, während kein Wort, keine Klage von seinen Lippen kam, als nur immer:

„Ist todt. — Mein Engel ist todt! Todt!"

Endlich erhob er sich, legte die zarte Leiche auf das Bettchen, faltete dem Kinde die Hände und drückte ihm die Augen zu.

„Du bist todt, Oskar, todt!“ sagte er dabei, als vermöge ihn das Kind noch zu hören.

Er dachte nicht daran, sich umzukleiden, sondern setzte sich vor das Bettchen, in welchem, vom rothen Lichte der Lampe angestrahlt, das schöne, stille Kindesantlitz mit den gebrochenen Augen lag. Jetzt vernahm er das Schluchzen der guten Thekla hinter sich.

„Legen Sie sich nieder,“ sprach er, sich umwendend. „Sie haben das Ihrige gethan. Ich will bei dem Kinde bleiben!“

Die treue Wärterin zog sich mit bitterem Weinen zurück, — sie konnte den Anblick ihres Herrn in seinem starren Schmerze noch weniger ertragen, als den Gedanken an ihren todten Liebling.

Und nun warf die ganze Nacht hindurch das Licht seinen rothen Schein durch das Fenster des Strandhauses hinaus auf den bewegten See, der ungeduldig an das Ufer schlug. Als Irene v. Helming um Mitternacht noch ihr Lager verließ, um ihre glühende Stirne am offenen Fenster zu kühlen, sah sie den rothen Glast, der vom andern Ufer in den

See fiel, aber sie sah nicht den Mann in seiner verzweifelnden Trauer bei der Leiche des lieblichen Kindes, das noch Nachmittags in frisch pulsirendem Leben neben ihm stand, da sie vorüberkam, — sie sah nicht den Mann, dem sie zürnte und zu welchem doch alle ihre Gedanken immer wieder zurückkehrten.

Die ganze Nacht war Wildhoff bei der kleinen Leiche, und als der Morgen kam, saß er noch immer vor dem Todtenbettchen. Heftig schrak er auf, als Thekla eintrat und ihm leise ankündigte, daß ein Herr da sei, der ihn sprechen wolle. Mit der Hand über seine Stirne und durch sein Haar fahrend, erhob er sich und ging hinaus in die ländlich eingerichtete Stube.

„Ich weiß nicht, ob ich die Ehre habe, Ihnen bekannt zu sein, Herr Wildhoff!“ sagte der Besuch, ein junger, schlanker Herr, blond, geschmackvoll gekleidet, von feinem Anstande. Nur die Betroffenheit, welche sich in seinem Gesichte malte, als er vor Wildhoff stehend dessen Erscheinung betrachtete, beeinträchtigte etwas die artige Vornehmheit seines Wesens. Er stockte, als er hinzusetzte: „Mein Name ist — Leinberg.“

„Sie sind mir von Angesicht nicht unbekannt,“

sagte Wildhoff, der sich zwang, ruhig und gefaßt zu scheinen. „Was, Herr Graf, gibt mir die Ehre Ihres Besuchs. Bitte, wollen Sie gefälligst Platz nehmen!“ setzte er mechanisch hinzu, indem er Stühle herbeirückte.

Als sich beide niedergelassen hatten, schien Graf Leinberg vom Anblicke seines Gegenübers noch immer so betreten, daß er zu antworten säumte. Endlich aber konnte er nicht länger zögern und sagte:

„Ich weiß nicht, ob ich mich in diesem Augenblicke meines Auftrags entledigen darf, Herr Wildhoff. Immerhin glaube ich, daß Sie ohnedies die Ursache errathen haben werden, warum ich Ihnen schon so frühe beschwerlich falle.“

„Allerdings, Herr Graf,“ versetzte Wildhoff, und eine leichte Röthe flog wie Wetterleuchten durch seine trübe Miene. Schnell aber überzog sein Gesicht wieder die Todtenbläſſe, welche dem Grafen schon so stark aufgefallen war, daß er Wildhoff für sehr, sehr krank hielt. Dieser aber fuhr ziemlich fest fort: „Ich bin auch zu jeder Genugthung bereit. Zuvor aber doch die Erklärung, daß es mir bitter leid thut, Fräulein v. Helming durch ein Wort gekränkt zu haben; daß ich es sehr und tief bereue, die Gelegenheit ergriffen

zu haben, sie durch meinen Anblick zu erschrecken. Diese Erklärung schließt natürlich die andere in sich: daß ich Fräulein v. Helming nie wieder, weder durch ein Wort, noch durch meinen Anblick behelligen werde. Nach dieser offenen und ehrlich gemeinten Sprache kann wohl der Name der Dame, die ich so hoch verehre, völlig der Sache entfallen, und Ihr Zartgefühl, Herr Graf, ist mir Bürge für Ihre Uebereinstimmung, daß der Name — auch Ihnen heilig — nicht weiter in die Angelegenheit gezogen werde. Wenn Sie noch außerdem Ansprüche an mich machen, stehe ich zu Diensten und bin zu jeder Genugthuung bereit, wie das Wort unter Männern verstanden wird."

Der Graf hatte mit steigendem Staunen zugehört. In dem, was Wildhoff sagte, fand er vor Allem eine theilweise Aufklärung des aufgeregten Gemüthszustandes, in welchem Fräulein v. Helming sich gestern Nacht gezeigt, als er sie beim Heimwege im Walde eingeholt hatte. Eine Scene mußte vorgefallen sein, für welche auch das fürchterlich erschütterte, ja fast zerrüttete Wesen des Mannes zeugte, welcher einst in so nahen und zärtlichen Beziehungen zu der Dame gestanden war, deren Schönheit jetzt den Grafen selbst bezauberte. Schon vor Jahren, als Graf Leinberg

die schöne Fremde nur ganz flüchtig gesehen, hatte der holde Reiz ihrer Erscheinung tiefern Eindruck auf ihn gemacht, als er damals auf der Brücke seinen Genossen, unter denen sich auch Leith befand, hätte gestehen mögen. Dieser Eindruck war aber zum unauslöschlichen geworden, als er sie in diesem Sommer am See wieder fand. Es war eine wirkliche, warme Neigung zu dem schönen Weibe, was ihn beseelte. Ob sie erwiedert wurde? Darüber hatte er gerechte Zweifel, wenn auch keine bezüglich der Erhörung seiner Wünsche bei den Eltern. Ihm war nicht entgangen, was der reizvollen Hoheit des Mädchens einen Flor der Wehmuth auflegte. Des Architekten Bild war — durch dessen „unbegreifliche" Heirath mit seinem schönen Bäschen — im Herzen Fräuleins v. Helming nicht verblaßt. Und was und wie auch die Welt über ihn sagen und urtheilen mochte, in Irenens Erinnerung stand seine Erscheinung, wenn nicht ungetrübt, so doch unverwischt. Das hatte Graf Leinberg mit eifersüchtigem Scharfblick eben so erkannt, als daß Fräulein v. Helming dessen ungeachtet an eine Wiederanknüpfung des früheren Verhältnisses nicht mehr denke, ja allem Anscheine nach davor zurückbebte. Mehr bedurfte es nicht, um den Grafen mit Hoffnungen

für die Zukunft zu erfüllen; denn Irene v. Helming hatte mindestens keinen Widerwillen gegen seine Nähe und zeigte ihm mehr Freundlichkeit und Zutrauen, als Anderen.

Dennoch hatte Graf Leinberg zu viel Noblesse, als daß er eine Erklärung, die er nicht verlangt und die nur durch ein Mißverständniß hervorgerufen war, im Interesse seiner Liebe hätte verwenden wollen.

„Sie sind in einem Irrthum befangen, Herr Wildhoff," sagte er jetzt. „Ich bin völlig ununterrichtet über das, was Sie andeuteten, kann auch keineswegs Anspruch darauf machen, in diese Angelegenheit mehr eingeweiht zu werden. Andererseits müßte ich eben klarer sehen, und vielleicht auch mehr im Vertrauen der Dame stehen, deren Name nicht weiter genannt werden darf, um das zum Gegenstand zu einer Besprechung zwischen uns zu machen. Ich komme also nicht in eigner Angelegenheit, Herr Wildhoff, sondern im Auftrag des Barons v. d. Leithen, der sich von Ihnen beleidigt glaubt."

Kaum hatte der Graf den Namen Leiths ausgesprochen, als es Wildhoff durchzuckte, als ginge ihm ein glühendes Schwert durch das Herz. Er hatte sichtlich alle Mühe, an sich zu halten und sich zu

fassen. Aber seine Augen verriethen durch ihren unnatürlichen, unheimlichen Glanz, was in ihm vorging.

„So," sagte er, und das Wort kam mit einem zischenden Laut durch seine Zähne. „So, der — Herr Baron fühlt sich durch mich beleidigt."

„Ja, mein Herr, und nach den Ausdrücken, die Sie gestern gegen ihn gebraucht," fuhr der Graf fort, „hat er allerdings einige Ursache hierzu, wie mir scheint. Nun ist, um die Sache zu meiner größten Befriedigung friedlich auszugleichen, nichts weiter nöthig, als die im Affect ausgesprochenen Worte bei ruhigem Blute zurück zu nehmen, welche Nothwendigkeit Herrn Wildhoff sicherlich einleuchten wird."

„Diesen Schluß, verzeihen Sie, Herr Graf, kann ich nicht zugeben," erwiderte Wildhoff noch immer mit mühsam verhaltener Regung. „Würden Sie, Herr Graf, Ausdrücke zurücknehmen, die Sie bei ruhigem Blute noch verschärfen müßten?"

„Vielleicht nicht. Vielmehr unter Ihrer Voraussetzung gewiß nicht. Aber der Fall kann doch hier nicht wohl vorliegen."

„Er liegt vor. Genug, bitte um den zweiten Theil Ihres Auftrags, Herr Graf."

„Der geht nun allerdings auf Genugthuung.“

„Genugthuung!“ Wildhoff wiederholte das Wort mit einem unsäglich bittern Ausdruck. Dann sprang er plötzlich von seinem Stuhle auf, seine Augen rollten und sprühten blutigen Glanz. Er athmete mit Anstrengung. Doch bezwang er sich und setzte sich wieder nieder. „Herr Graf,“ fing er dann an, „ich könnte sagen, Ihr Freund — nein! dieser Herr Baron habe bereits Genugthuung im Uebermaße, — ich könnte auch sagen, ich gebe sie ihm nicht, er verdiene sie nicht, er habe weder Recht noch Qualität sie zu verlangen — und ich hätte nicht zuviel gesagt; ich könnte auch sagen, ich gebe sie ihm —“ Wildhoffs Zähne knirschten, — „und ich weiß wahrlich nicht, was ich sagen soll. Habe wohl in allen drei Fällen Recht, und wozu ich mich auch entschließen mag: die Beurtheilung meines Thuns durch die Welt bestimmt mich nicht. Wahrlich, Herr Graf, ich bin seit dieser Nacht gefeyht gegen jede Anfechtung von dieser Seite —“

„Erlauben Sie mir, Herr Wildhoff,“ fiel hier Graf Leinberg aufstehend dem Erregten in's Wort. „Ich fürchte, die Zeit zur Erledigung meines Auftrags schlecht gewählt zu haben und muß deshalb um Entschuldigung bitten. Die Bereinigung der Sache

leidet einen kurzen Aufschub. Oder, vielleicht bezeichnen Sie mir die Adresse eines Ihrer Freunde, an den ich mich wenden kann."

Wildhoff fuhr sich über die Stirn, sah zu Boden, erhob sich dann ebenfalls und sagte:

„Sie haben Recht, Herr Graf! Nur ist die Zahl meiner Freunde so beschränkt — Einer, und ich weiß nicht, ob ich ihn belästigen darf, — doch Dr. Herbert ist Ihnen gewiß dem Namen nach bekannt."

„Sehr wohl. Bitte um Angabe seiner Wohnung."

Wildhoff nannte Straße und Hausnummer, und der Graf zog sein Taschenbuch heraus, um sich die Notiz zu machen, als es leise an der Thür anpochte. Gleich darauf streckte Thekla den Kopf herein und kündigte mit gerötheten Augen an, daß die Leichenfrau fertig sei. Das Wort traf sowohl Wildhoff, als den Grafen mit der Wirkung eines Steinwurfs. Der Gesichtsausdruck des letzteren nahm einen fragenden, traurigen Ernst an. Dann näherte sich Wildhoff dem Abgesandten Leiths und sprach mit bebenden Lippen:

„Bitte, verziehen Sie noch einen Augenblick."

Darauf trat er durch die Thüre, die Thekla offen ließ. Ihr weinender Blick schien den fremden Herrn einzuladen, näher zu treten. Aber schon von seinem

Platze aus hatte er einen ergreifenden Anblick. Da lag auf einem kleinen Paradebette mitten im Zimmer ein freundliches, bleiches Kind mit gebrochenen Augen, gefalteten Händen, um das Haupt einen Kranz von frischen Wald- und Wiesenblumen. Es war derselbe freundliche Knabe, der gestern noch frisch und blühend das Ziel aller lächelnden Blicke, auch der des Grafen gewesen, als Baron v. d. Leithen den Kleinen auf seine Kniee gelockt. Und zu dem Kinde beugte sich jetzt mit brechenden Knieen, vom heftigsten Schmerz durchzuckt, aber ohne Klagelaut derselbe Mann, dem er eben erst die Herausforderung des Barons überbracht hatte. —

„O, mein Gott!" kam jetzt von des Grafen Lippen. „Wie ist das so schnell gekommen?"

„Seit dem Schreckenstag auf der Sonnenreut," berichtete Thekla mit klagenden Worten, „litt das Kind an Krämpfen. Ein Anfall in der Nacht — es wollte nichts mehr helfen!"

„Wie leid thut mir das!" sprach der Graf mit dem Tone warmen Gefühls.

„Ihm ist wohl," antwortete Thekla schluchzend. „Aber mein armer, guter Herr! Es war noch seine einzige Freude in dieser Welt!"

Und die treue Person verhüllte ihr Gesicht. Eine volle Minute lang stand der Graf an seinem Platze, ohne sich zu rühren. Es ging ihm eine Ahnung durch die Seele, was dieser Mann seit Jahren gelitten haben mochte. Das Geschick des Einzelnen trat hier in herben Contrast zu der Frivolität des Weltlebens. Es wollte ihn gemahnen, er vertrete hier keine gute Sache, stehe nicht im Namen der wahren Ehre hier, ja, als müsse er sich seines Auftrags schämen. Auch er hatte jene kleinen Sünden, die mit der Moral zwar, nicht aber mit der Cavaliersehre im crassesten Widerspruch stehen, verzeihlich gefunden, die Bethörung der schönen Ida v. Luckner durch Leith nicht so arg verdammt, vielmehr sich nicht selten über den gutmüthigen Vetter moquirt, der bereit war, den Riß in der Familienehre seiner Tante zu decken. Nun aber wollte es den Grafen mit einem Male bedünken, als sei er diesem Manne gegenüber ein Verworfener und sein Freund Leith ein Niederträchtiger.

Wenn dabei auch seiner Eigenliebe nicht geschmeichelt war, blieb doch sein Mitgefühl in Anspruch genommen, da er so erschüttert vor dem Bilde der trostlosesten Trauer stand. Er hätte Wildhoff gern mit einem Drucke der Hand aufgerichtet, gerne wie

Malcolm zu Macduff gesprochen. Doch fand er für das Beste die Trauer nicht weiter zu stören und verließ das Haus, nachdem er noch Thekla mit dem Ausdruck seiner Theilnahme beauftragt hatte.

Mit dem festen Entschlusse, die Angelegenheit in's Reine zu bringen, reiste er sofort in die Stadt ab und suchte Doctor Herbert auf. Dieser konnte seine tiefe Erschütterung bei der Nachricht von dem Trauerfalle nicht verhehlen. Als aber der Graf den Zweck seines Kommens berührte, erklärte Herbert mit unverhohlener Indignation, daß sein Freund nimmermehr diesem Baron v. d. Leithen die geforderte Satisfaction leisten dürfe; und im Verlauf der bewegten Debatte hielt Herbert weder mit jener nächtlichen Scene, deren Opfer Leith geworden, zurück, noch mit einer ergreifenden Schilderung der Conflicte und Leiden, in welche Wildhoff durch den Verrath Leiths an Ida von Luckner gestürzt worden. Da der Graf mit der Geschichte in ihren äußeren Umrissen ohnehin schon bekannt war, beging Herbert dadurch keine Indiscretion. In seiner Erregung sprach er mit überzeugender Wärme, so daß Graf Leinberg ihn mit dem Entschlusse verließ, dem Baron v. d. Leithen — mochte daraus erfolgen, was da wolle — rund her-

aus zu erklären, er möge ihm einen Auftrag wiederabnehmen, dem er nicht länger mit Ehren nachkommen könne.

Was darauf erfolgte, gelangte wenig in die Oeffentlichkeit. Man sprach einige Tage später von einem Duell, das zwischen seither befreundeten Cavalieren stattgefunden habe und wobei ein klein wenig Blut geflossen sei.

Zu der Zeit ruhte der kleine Oskar schon in seinem Grabe. Hinter den Waldhängen des östlichen Seeufers liegt auf rasiger Höhe, oben auf dem Gipfel des Hügels eine freundliche, weiß angestrichene Kirche, um welche sich rings der Friedhof breitet. Es ist ein rechter Ort des Friedens, wohin sich vom Landhause her Wildhoffs Schritte schon früher gerne gerichtet hatten. Es ist so ruhig, so still dorten, wie es eine müde Menschenseele nur wünschen kann, und uralte, gewaltige Linden, Riesen ihres Geschlechts, werfen da ihren Schatten über die Dorfgärber. In diesem Schatten schlief auch der kleine Oskar in seinem Grabe. Wildhoff hatte die Wünsche seiner Tante in Betreff der Beerdigung des Kindes nicht einholen können und ließ deswegen das Kind hier begraben, wo es so oft neben ihm mit den Blumen des Fried-

hofs gespielt. Frau von Luckner hatte sich nämlich seit einem Jahre etwa aus der Schmerzensstarrheit ihrer Trauer um die Tochter insoweit herauszureißen vermocht, daß sie die Monate, welche Wildhoff mit dem Kinde in der Ferne zubrachte, auf der Sonnenreut verlebte, wo Ida im Verkehr mit der Natur herangeblüht war und tausend theure Erinnerungen sich an das Herz der armen Mutter herandrängten. Zur Zeit nun, wo das Kind starb, hatte dessen Großmutter schon so viel Stärke und Macht über sich gewonnen, daß sie von der Sonnenreut einen Ausflug zu einem einstigen Lieblingspunkte ihrer Tochter im Gebirge machen konnte, wo sie drei Tage in stillem Gedenken verweilte. Als sie zurückkommend von der schmerzlichen Nachricht überrascht wurde und zugleich vernahm, wo das Kind begraben liege, sagte sie, es solle da bis zum Winter liegen bleiben an dem freundlich stillen Orte, der ihr wohlbekannt war; seine Seele sei ja ohnehin schon bei seiner Mutter, und wenn es kalt werde, solle auch sein Körper zu ihr in die Familiengruft gebracht werden.

Seltsamer Weise drückte der Tod des Kindes weniger auf den Geist der alten Dame, als er ihn mit erheben half. Als Wildhoff mit allen Zeichen

verheerenden Grams auf der Sonnenreut erschien, hatte sie ihm gesagt:

„Gönne dem Kinde seine Ruhe. Jung sterben die die Götter lieb haben! Wenn Du an den Schmerz des Lebens denkst, der unzweifelhaft gerade diesem Kinde aufgeblüht wäre, an seine Reflexionen bei zunehmendem Alter, die vielleicht — o mein Gott! — zur Verurtheilung und Verdammnng seiner seligen Mutter, meiner Tochter geführt hätten; wenn das Kind so mit einem vergifteten Bewußtsein seine Existenz hätte fortschleppen müssen: Heinrich, möchtest Du unsern Oskar zurückrufen?"

„O Tante," hatte er erwidert, „ich habe in diesen Nächten nach Erleuchtung gesucht und will seine Ruhe nicht wieder durch unerfüllbare Wünsche beeinträchtigen. Mein Freund Herbert sagte am Grabe, der Geist des Verklärten werde segnend auf mein Leben nachwirken. Wenigstens ringt sich jetzt schon in mir ein geläuterterer Glauben an die Auferstehung und auf ein Wiedersehn durch. Allerdings besser ein ewiger Schlaf, als ein banges Erwachen. Aber ich hoffe das Erwachen werde nicht bang sein. Was dem gemeinen Menschenverstande nicht einleuchten will, mag immerhin auch die Wissenschaft bestrei-

ten, deren Maß doch eben nur nach dem engen Maßstabe des Erdenlebens gemessen ist. Ob unser Sterben zwei Tage oder hundert Jahre auseinander liegt, ob wir mit einander Tausende und Millionen von Jahren ruhen werden: am Tage, wo der große Gedanke des Weltgerichts verwirklicht werden soll, mögen vielleicht unsere Geister aufschauen wie von dem Traume eines Moments, in dem sie schlafend lagen. Es mag das mystisch klingen, immerhin. Daneben hat der Gedanke an ewige Ruhe sein Tröstliches und mag uns über die Kümmernisse dieses Lebens hinaus heben. So kurz es sein mag, es wird mir noch lang werden, fürchte ich, nachdem all' sein Reiz für mich dahin. Für jetzt möchte ich fort, fort!"

Darüber sah ihn Frau von Luckner mit einem Blicke an, der viel von der früher für ihn empfundenen Zärtlichkeit an sich hatte. Es hatte nur eines unverkümmerten Umgangs mit der Natur, nur einiger Wochen ruhigen Landlebens bedurft, um sie Einkehr in sich halten zu lassen, wobei der Verkehr mit der Sonnenreuter Lisi und deren Berichte über Wildhoffs Leiden viel mit wirkten. Jetzt sah sie die frische Jugendkraft, die Wildhoff vor einigen Jahren mit in die Heimath gebracht, gebrochen, — und

durch wen, für wen? Als sie ihn jetzt ernstliche Vorbereitungen zu seiner Abreise treffen sah, da überkam sie Angst und tiefe Reue. Sie bat ihn, in seinem Vaterlande zu bleiben, allda ein thätiges, geachtetes Leben zu beginnen; aber es entsprach doch zu sehr ihrer eignen Stimmung, als daß sie noch mehr davon hätte sprechen wollen, als er erwiderte:

„Nicht hier, nicht unter einer Gesellschaft, deren Achtung und Mißachtung mir gleichgültig geworden."

Er wollte fort, wieder nach dem Süden, in fremdes Land, unter fremde Menschen. Und nach wenigen Wochen war er gerüstet, die Fahrt zu beginnen. Schon hatte er in der Stadt von Ida's Ruhestätte Abschied genommen. Es war ein duftiger Sommertag, als er nun vom Landhaus am See her den Waldhang empor und den Rasenhügel hinan stieg, auf dessen Höhe sich der stille Friedhof um die weiße Kirche breitet. Dort in der Nähe der Linden, sagte ihm ein schwarzes Kreuz mit weißer Inschrift, wo der kleine Oskar begraben lag. Die heimlichste Ruhe waltete an der friedlichen Stätte des Todes, von der er noch ein Angedenken mitnehmen wollte auf die einsame Pilgerfahrt seines ferneren Lebens. Und nun weilte er stundenlang an dem stillen Orte und sah

auf den kleinen Hügel nieder, in den das Kind gebettet worden war. Wehmüthige Betrachtungen, leidvolle Empfindungen, die ihm durch die Seele gingen, waren nicht ohne den Trost, den das Verweilen auf der Stätte des Friedens in sich schließt.

Die welken Kränze auf dem Grabe und an dem Kreuze deuteten darauf hin, daß noch eine Menschenseele mit ihm fühlte und das kleine Grab nicht ohne Blumen lassen wollte. Er segnete im Stillen die freundliche unbekannte Hand. Wer mochte diesem Grabhügel solchen Liebesdienst geleistet haben? Unwillkürlich flog Wildhoffs Auge an dem Laubwald der Linden vorbei, über Wald und See, dorthin, wo das jenseitige Ufer im bläulichen Duft des Nachmittags aufstieg. Dort weilte sein Auge jetzt, nicht weil er glaubte, die da wohne habe die Kränze hier niedergelegt, sondern weil ihm eben der wehmüthige Wunsch aufstieg, sie möchte dieselben gewunden haben.

So saß er, als er bemerkte, daß er nicht länger einsam war. Einige Damen, Sommerfrischler vom See, tauchten an der Mauer auf und waren wohl gekommen, um die ungeheuren, uralten Linden bei der Kirche zu bewundern, von denen jede für sich mit gewaltigem Astwerk einen eigenen Hain bildet. Wild-

hoff trat, um nicht aufzufallen, etwas bei Seite. Wenn sie vorüber, dann dem lieben Grabe den letzten Scheidegruß — und fort, fort, nicht um in fernem Lande das Leid zu vergessen, sondern ihm zu leben, es ertragen zu lernen.

Elftes Capitel.

Das vom See zum Friedhofe geleitet.

Kurze Zeit nachdem der kleine Oskar begraben worden und auch die Scene, welche im Caffeehause am See vorgefallen, so gut als vergessen war, kam Pauline Langenbècque sehr aufgeregt von einer Kahnfahrt zurück. Alsbald suchte sie ihre Freundin Luise auf, welche mit ihrer Mutter eine bescheidene Wohnung am westlichen Ufer des Sees gemiethet hatte. Die beiden Mädchen gingen eiligst mit einander in den Obstgarten hinterm Hause, wo nun die hübsche, schlanke Pauline rasch auf dem Rasen hinlief und sich mit dem Taschentuch Kühlung zuwehte. Sie erzählte dabei der fragenden Freundin in abgebrochener Weise, daß sie mit Vater und Mutter, dann dem jungen Fuchs und der alten „Füchsin" auf dem See gewesen sei.

„Und was hat Dich denn dabei so alterirt?"

fragte Luise. „Ist Dir die Broche in's Wasser gefallen?"

„Ach, Broche!" rief Pauline verächtlich.

„Hat Dir Dein Vater den Text gelesen?"

„Pah!"

„Hat Dich der junge oder die alte Fuchs geärgert?"

„Viel schlimmer."

„Nun steht mir aber der Verstand still," sagte Luise und machte eine Miene, als sei das bei ihr eine ziemlich seltsame Sache. „Es war doch auch kein kein Sturm auf dem See, eine Menge Kähne sah ich ganz ruhig fahren. Nun, bei den Helmings saß ja wieder Graf Leinberg! Sie müssen ja an euch vorübergekommen sein!"

„Freilich! Das war's ja!" sprudelte es unwirsch von Paulinens Lippen. „Unsinn!" verbesserte sie sich dann. „Das ist's nicht!"

„Nun, um Gotteswillen was ist's denn?"

„Ich bin verkauft!"

„Verkauft?"

„Ja, verkauft. Ich rede doch deutlich genug!"

„Ja von wem denn? An wen denn?"

„Von Vater und Mutter an die Füchse! Herr

Felix ist mein Bräutigam, hat mein Jawort, das ich im Zorn gegeben und im Zorn halten will. Siehst Du nicht, wie ich mich als Braut brüste? Wie ich stolz geworden bin?"

Als sich Luise genügend verwundert hatte, sagte sie:

„Nun Pauline, Du wirst eine reiche Frau werden. Hunderttausend langen nicht. Ich hätt's um weniger gethan. Du hast nun alle Muße, Dich nach Behagen unglücklich zu fühlen."

„Jetzt wird sie noch witzig!" rief Pauline mit verächtlicher Verwunderung nach Luisen blickend und dieselbe mit den Augen messend. „Ich muß sehr albern erscheinen, daß Du zur Spötterin neben mir werden kannst. — Also, ich bin verlobt, künftige Schwiegertochter der Frau v. Fuchs. Aber wartet nur, ihr sollt's büßen, Herr Felix und theuerste Frau Schwiegermama! Ich will Euch das Leben so sauer machen, daß ihr — — Ei, da kommt ja der schöne Felix schon daher getänzelt. Wird den galanten Bräutigam spielen wollen! Muß ihm doch entgegen fliegen!"

Und damit schwebte Pauline mit emporgehobenen, wie Flügel wogenden Armen dem Verlobten entgegen, indem sie einen Blick des Einverständnisses auf

Kosten des geliebten Gegenstandes nach Luisen zurückgleiten ließ. Diese jedoch stand mit elegischen Empfindungen da.

„Jetzt kommt auch die unter die Haube!“ seufzte sie. „Ach Gott im Himmel, was soll denn aus mir werden! Wär' mit so wenigem zufrieden, und doch wird mir nur der Altjungferkranz blühen!“

Luisens Verhängniß wollte, daß sie bald darüber in's Klare kommen sollte, was ihr blühte. In jenen Tagen starb nämlich ihr Onkel und setzte testamentarisch nicht seine junge Frau, sondern seine Schwester, Wittwe Sperling, und deren Tochter Luise als Haupterbinnen ein. Ach, welche Seligkeit war das, als jetzt eine ganze Reihe junger Herren in Luisen eine Liebenswürdigkeit entdeckten, die sich wunderbarer Weise so spät enthüllte. Auch Arthur Maier fand jetzt zu seiner eigenen Befriedigung, daß seine warmen Neigungen und heißen Empfindungen für Luisen eigentlich nie erkaltet seien und bis zu diesem Moment in steter, wenn auch unmerkbarer Steigerung begriffen waren. Und Luisens Gutmüthigkeit staunte Arthurs Bosheit von je so sehr an, fand in derselben einen so richtigen Ersatz ihres eignen Wesens, daß sie seinen Schwur himmlischer Liebe und ewiger Treue mit

großer Rührung anhörte und erwiderte. Nur ein Hinderniß bestand, — Luisens Mutter drohte mit ihrem Fluche, wenn sich ihre Tochter von Arthur Maier bethören lasse, und dieser zog diesen Umstand wie folgt in Erwägung:

„Sie kann wenigstens nicht mit Enterbung drohen, was allein in Betracht käme. Also Mutterfluch gegen die Aussicht auf 60,000 Gulden — acceptirt!!“

Es bedurfte keiner acht Tage, um eine kleine Entführung in's Werk zu setzen. Die arme Frau Sperling konnte wohl nicht anders mehr, als ihr Jawort zu geben. Wenn dann Luise ihren Arthur in süßen Brautstunden bat, er möge doch ihrer alten Mutter nichts nachtragen, so pflegte darauf Arthur Maier zu antworten:

„Nein, sie meint es ja eigentlich gut mit Dir. Drum wünsch' ich ihr das Allerbeste, nämlich —“ so setzte er leise hinzu, — „daß sie bald ein recht schöner Engel werde.“

Diese beiden Verlobungen machten einige Zeit am See von sich reden, dann sprach man nicht mehr davon. Die Vermuthung, daß nunmehr die Verlobung des Grafen Leinberg mit der schönen Norddeutschen erfolgen werde, setzte die Geduld der darauf

Wartenden noch auf die Probe. Der junge Graf ward zwar immer wieder in Gesellschaft der Familie von Helming gesehen, aber es wollte nicht eben scheinen, als sei sein Verhältniß zu der schönen Tochter ein vertrauteres geworden. Nun saß Herr von Helming eines Tages, in die Zeitung vertieft, nach Tische am offenen Fenster seiner Sommerwohnung, derselben, welche seine Familie vor Jahren bewohnt hatte. Draußen über dem See und der prächtigen Landschaft lag einer jener duftigen Nachmittage des Spätsommers, welche so sehr zu einer süß-schwärmerischen, wehmüthig-behaglichen Träumerei einladen. Das Gebirg mit seinen blanken Firnen war zart überflort, über den Wäldern lag eine bläuliche Färbung. Während des Lesens sah Herr von Helming öfter hinaus in die schöne Welt, endlich aber gerade vor sich hin auf eine modisch ausgeputzte Dame, welche so eben in das Zimmer getreten war.

„Nun, schon wieder flügge, Wanda?" fragte er mit leichtem Unmuth. „Ihr wollt ausfliegen, da ihr doch wißt, daß Graf Leinberg zu Besuch kommt."

„Deine geistreiche Unterhaltung, lieber Bruder, wird ihn leicht mich und Irenen vermissen lassen!" sagte Wanda.

„Du bist ja ungemein bescheiden, Wanda! Aber laß ein ernstes Wort mit Dir reden. Die Aufmerksamkeit und Neigung des Grafen kann Irenen nicht entgangen sein."

„Wir sind dafür ihm sehr gewogen. Ja! der Graf hat unsern Dank und unsere Freundschaft — doch nicht mehr!" sprach Wanda mit Ton und Haltung einer Theater=Königin.

„Du sprichst sehr bestimmt, wenn auch etwas theatralisch!" sprach Herr von Helming. „Denkt Irene wirklich so."

„Nicht anders. Der Graf hatte die Freundschaft, durch seine Huldigungen die andern Thoren in Schranken oder fern zu halten. Dafür unsern Dank, nichts mehr." -

„Und das der ganze Lohn für seine unzweifelhafte Liebe?"

„Der ganze. Denn, wir Frau'n, wir lieben einmal nur!"

„Du bist eine Thörin, Wanda! Im Uebrigen möcht ich Dich doch in allem Ernste gefragt haben, ob eure Ausflüge über den See in irgendwelchem Zusammenhang mit fatalen Erinnerungen stehen."

„Du sprichst in Räthseln. Erkläre Dich deutlicher."

„Aufrichtig, trefft ihr bei euern Ueberfahrten mit — Herrn Wildhoff zusammen?“

„Leider nicht, — es wäre uns sehr lieb, wenn es der Fall wäre. Doch wohnt und weilt er nicht mehr am See. Nun aber, lieber Bruder, was hast Du noch gegen Herrn Wildhoff?“

„Ich brauche Dir das nicht zu wiederholen. Sein Charakter bedarf in meinen Augen noch einer sehr kräftigen Rechtfertigung. Du weißt selbst, welche Aufklärungen seine Handlungsweise nöthig hat.“

„Wir achten der Verläumdung nicht!“ sagte Wanda. „Sei so keusch wie Eis, so rein wie Schnee und Du entgehst doch der Verläumdung nicht! sprach schon Hamlet eben so wahr als schön zu Ophelia. Uebrigens, wenn auch Alles wahr, was man sagt von seiner schuldbewußten Miene, seinem Erblassen beim Namen seiner verstorbenen Frau, seiner Reue, aus welcher die Zärtlichkeit für das Kind entsprungen sein soll: so macht ihn das nur um so interessanter und breitet einen romantischen Nimbus um seine Erscheinung.“

„So würde er eigentlich am besten für Dich passen, Wanda!“ sagte Herr von Helming, indem er mit einem eigenthümlichen Blick nach seiner romantisch gestimmten Halbschwester sah.

„Wenn Irene ihn nicht nimmt, so bin ich allerdings entschlossen, an ihre Stelle zu treten," sprach Wanda mit großer Entschiedenheit.

„Du hast wirklich viel Muth," entgegnete ihr Bruder. „Es ist nur gut, daß er Dich nicht mag."

„Mich nicht mag?!"

„Nein."

„Nicht?"

„Nicht."

„Hat er Dir etwa anvertraut, daß er mich nicht mag?" fragte Wanda im Tone großer Verletztheit.

„Nein."

„Nun also, warte bis er Dir's einmal sagt. Ich wundere mich überhaupt, lieber Bruder, daß Du als Gelehrter Dich so wenig gewählt ausdrückst. Nicht mag!!"

„Gott sei Dank, daß Irene vernünftiger ist, als Du!" sagte Herr von Helming, als eben seine Tochter hereintrat und ihm mittheilte, sie wolle jenseits des See's mit Tante Wanda einen freundlichen Punkt besuchen, — der Schiffer warte ihrer schon. Herr von Helming setzte so unbeschränktes Vertrauen in seine Tochter und war so wenig gewohnt, einem ihrer Wünsche, die sich ohnehin selten äußerten,

Widerstand entgegen zu setzen, daß er auch jetzt bei ihrem Anblicke keinen weiteren Einwand erhob und die Beiden gehen ließ, indem er seinem Mädchen so lange nachsah, als ihre schöne Gestalt zwischen den Bäumen hin noch sichtbar blieb. Bald waltete im Hause, auf der Dorfgasse und über der ganzen vorliegenden Landschaft jene träumerische Stille, die der Seele so wohl thut. Aber dennoch war kein Friede in der des alten Herrn; und als Frau von Helming hereintrat und sich an seine Seite setzte, um ihn nach seinem Kummer zu fragen, da wußte sie schon, was ihn bewegte. Der Eltern einzige Lebenssorge war ja nur noch das Glück ihres einzigen Kindes. Wie aber und durch wen sollte sich dasselbe gestalten! Während sie so beisammen saßen, fühlten sie, daß ihre Züge die keineswegs freudige Stimmung ihres Innern ausdrückten, und sie wollten die Welt nicht Zeuge ihrer Gemüthsverfassung werden lassen, weswegen sie sich vom Fenster zurückzogen, obgleich Niemand daher kam, als eine alte Dame, die ihre Augen suchend über die stille Dorfgasse und die freundlichen Häuser hingleiten ließ. Später hörten sie draußen Jemand fragen, ob Herr von Helming zu Hause und zu sprechen sei, und als das Dienstmädchen bejahte

und die Thüre sich öffnete, stand vor den beiden Gatten dieselbe greise, unbekannte Dame, welche sie schon aus einiger Entfernung auf der Gasse gesehen hatten.

Es war eine hochgewachsene, aber gebeugte Gestalt in Trauerkleidern. Blüthenweiße Haare umrahmten das bleiche Gesicht, dessen eingefallene Linien kaum noch die frühere Regelmäßigkeit erkennen ließen.

„Wen hab' ich die Ehre zu empfangen?" fragte Herr von Helming vortretend, als er gewahrte, daß die Fremde ihn ansah, ohne zu Wort kommen zu können.

„Sie kennen mich nicht mehr, Herr von Helming," sprach die greise Frau mit einem schmerzlichen Lächeln.

„In der That —" antwortete Herr von Helming, „ich fühle mich sehr verlegen, mich nicht erinnern zu können und kann mich nur an Ihre Verzeihung und Güte wenden, meinem Gedächtnisse nachzuhelfen."

„Frau von Luckner!"

Das Wort war nur halb laut gesprochen, aber wäre es mit der Stimme des Donners erklungen, es hätte keine mächtigere Wirkung hervorzubringen ver-

mocht. Herr von Helming war todtenblaß geworden und vermochte mehrere Minuten lang kaum zu sich selbst zu kommen, so daß seine Frau den Empfang nicht ohne Erschütterung fortsetzen mußte. Endlich aber näherte er sich der Greisin, ergriff sie bei der Hand und sprach, während Thränen in seinen Augen glänzten:

„O meine theuerste Freundin, was haben Ihnen die Menschen gethan!“

„Ich komme, lieber Freund, darüber mit Ihnen zu reden, wenn Sie mir Gelegenheit und Zeit gönnen wollen,“ sagte Frau v. Luckner, sich zusammennehmend.

Als sich hierauf Frau v. Helming zurückziehen wollte, trat sie ihr in den Weg und nahm ihre Hand.

„Ich bitte, verehrte Frau, die ich so gerne meine liebe Freundin nennen möchte, bleiben Sie. Was ich zu sagen habe, das zu hören, haben Sie eben so viel Anspruch, als Ihr edler Gatte. Schenken Sie mir Gehör, ich bitte darum.“

Der monatelang unterhaltene Verkehr mit der Natur, dem sich Frau v. Luckner auf der Sonnenreut hingegeben, hatte allmälig und gelinde, aber

sicher und unentrinnbar einen Umschwung ihres innern Lebens vorbereitet. Sie hatte gelernt, den umflorten Blick von der engen, dumpfen Beschränktheit des verkümmernden Ichs hinauszuwenden auf die Erscheinungen der Natur, auf das Ganze des Erdenlebens, — sie hatte in der wieder erwachenden Theilnahme daran gelernt, die am eignen Jammer zu verschmerzen und wieder für Andere zu fühlen. Vom günstigsten Einflusse auf diesen Wechsel in ihrem Gemüthe war aber besonders der Umgang mit der Sonnenreuter Lisi, der Jugendgespielin Ida's. Derselbe ließ etwas von der Frische des guten Mädchens in ihre Seele übergehen. Lisi hatte nicht blos von den Kinderjahren Ida's zu erzählen gewußt, sondern mehr noch von deren letzten Wochen in der Einsamkeit der Sonnenreut, von ihrer Verklärung in der Reue, von ihrem Glück im Sterben, von dem rührenden Verhältnisse, das sich zwischen ihr und ihrem Gemahle entwickelt hatte. Einmal, als Wildhoff sich eine kurze Erholung durch einen Spaziergang im Freien gestattete, hatte Lisi die Wache an Ida's Krankenlager übernommen, und hier hatte die Sterbende ihr gebeichtet und mit schmerzlicher Entzückung von Wildhoff's verkanntem Edelmuth gesprochen, welcher durch ihre

Mutter der bösen Welt nicht länger vorenthalten werden sollte. Was Frau v. Luckner nicht mehr aus dem Munde ihrer todten Tochter vernommen, das hörte sie jetzt. Und die bitterste Reue über ihre Herbheit gegen Wildhoff half ihr mit aus der starren Versunkenheit ihres eignen Schmerzes. Zum ersten Male hörte sie von den Verfolgungen, die er erduldet unter dem entsetzlichen Verdachte, den das Verhalten seiner Schwiegermutter gegen ihn so sehr verstärken mußte. Und als sie ihn, allen Lebenshoffnungen entsagend, die Vorbereitungen zu einer Reise in die große fremde Welt hinein treffen sah, ward ihr Herz in arger Qual gefoltert ob des bittern Schicksals, das doch sie allein ihm bereitet, ob des verlornen Lebens, dem sie alle Blüthen geraubt.

Zu jener Zeit nun, wo sie mit nach Innen strömenden Thränen die gebrochene Jugendkraft Heinrich's betrauerte, kam eines Tages ihre Kammerjungfer Jeannette und bat mit gerötheten Augen, sie anzuhören. Und nun vernahm sie das Eingeständniß vielfacher Schuld, deren sich die Zofe gegen ihre Herrin, besonders aber gegen Ida und Wildhoff bewußt war. Unumwunden gestand die Elende ihre Theilnahme an dem Verrathe ein, dessen Opfer Ida

in jener Nacht am See geworden, so wie an der Verdächtigung Wildhoff's vor der Welt. Was Arthur Maier aus Haß gethan, habe ihre verblendete Liebe zu diesem unterstützt und sich erst jüngst erboten, wo nöthig vor Herrn v. Helming zu bestätigen, was Arthur Maier demselben von Wildhoff's Charakter und Handlungen mitzutheilen gewußt. Nun aber, da der Treulose sich mit Luise Sperling verlobt habe, wolle sie Alles bekennen.

Daß Frau v. Luckner über ein solches Gewebe ränkevoller Bosheit, die vielleicht noch viel zu enthüllen übrig ließ, in hohem Grade sich empörte, läßt sich ebenso leicht denken, als daß Jeannette alsbald ihres Dienstes entlassen ward. Einstweilen nahm die treue Wärterin des Kindes, Thekla, ihre Stelle ein. Frau v. Luckner aber raffte sich zu einem Entschlusse auf. Unwiderstehlich fühlte sie sich aufgefordert, für ihren Schwiegersohn Zeugniß abzulegen. Jetzt, nachdem das Kind auch todt war, erreichte dasselbe kein höhnisches Lächeln mehr, keine giftige Nachrede vermochte in dessen stilles Herz den Keim zu einem unseligen Leben zu legen. Selbst auf Kosten des Geheimnisses und der Ehre ihrer gestorbenen Tochter fühlte sich Frau v. Luckner stark genug, der

Wahrheit die Ehre zu geben und sich eines drückenden Schuldbewußtseins zu entlasten, um ihrem so arg verkannten und verläumdeten Neffen gerecht zu werden. Darum war sie heute nach dem westlichen Seeufer gekommen, um den ersten und entscheidendsten Schritt zu thun. Sie ließ dabei keine anderen Rücksichten walten, als wahr und treulich zu berichten, wie Alles gekommen und gab so ohne Schonung ihrer selbst oder ihrer Tochter eine erschütternde Schilderung des Elends, das sie über sich, ihre Tochter und ihren Neffen gebracht. Herr v. Helming und seine Frau waren davon so furchtbar ergriffen, daß sie ihre Thränen nicht zurückzuhalten vermochten und sich bittere Vorwürfe über die arge Verkennung Wildhoff's, deren sie sich selbst bewußt waren, zu machen.

Unterdeß waren Irene und Tante Wanda über den See gefahren und hatten auf der Wiese beim Landhaus Blumen gepflückt, um Kränze daraus zu winden, mit welchen sie den Weg über die Waldhügel nach dem freundlichen Kirchhof einschlugen, wo der kleine Oskar begraben lag. Bald lag der rasige Abhang vor ihnen, von dessen Höhe die heiligen Bäume der Germanen, uralte Linden, ihre grünen Kuppeln über die Grabstätte erhoben und mit dem

weißen Kirchthurm an Höhe wetteiferten. Die hehre Stille lag wie sonst über dem Orte, da sie durch das Gitterthor über die Gräber hinschritten, da und dort verweilten, um einen frommer Erinnerung geweihten Denkspruch zu lesen.

„Wir sind nicht allein hier,“ sagte jetzt Wanda. „Dorten, wo des Kindes kleines Grab, sitzt ein Mann.“

Irene fuhr mit der Hand nach dem Herzen, aus welchem alles Blut in dunklen Purpurwolken durch den zarten Hals in das schöne Antlitz stieg. Die Kränze waren ihrer Hand dabei entsunken. Dort bei dem Grabe des kleiren Oskar saß allerdings ein Mann, den Kopf tief niedergebeugt und von der Hand halb verborgen. Dennoch hatte sie den Mann alsbald erkannt, den Mann, den sie geliebt und einzig nur lieben konnte und der nun einsam in seiner stummen Trauer über dem Grabe seines Lieblings weilte. Sie empfand den Drang, hin zu eilen an seinen Hals, um ihn nicht wieder zu lassen und allen Schmerz seines Lebens, ja selbst die Schuld und deren Strafe mit ihm zu theilen, — und doch vermochte sie keinen Fuß zu rühren.

Ein Ausruf Wanda's schien ihn aus seiner weh=

müthigen Träumerei geschreckt zu haben, denn er sah jetzt herüber, kalt, fremd, fast unmuthig. Dann erhob er sich, offenbar um zu gehen. Aber Wanda rief seinen Namen, eilte hinzu und Irene konnte nicht zurückbleiben. Erst jetzt erkannte Wildhoff, wer da nahte, und der Wechsel seiner Gesichtsfarbe deutete auf seine Ueberraschung, ließ aber nicht erkennen, ob sie eine freudige, oder unangenehme war. Ja, der Ton in seiner Stimme ließ letzteres vermuthen, als er jetzt sagte:

„Entschuldigen Sie, meine Damen, wenn ich Ihnen durch mein Hiersein den Genuß Ihres Spazierganges verkümmere.“

Irene ward bleich. Dieser Ton drang wie ein eisiger Luftzug zu ihrem warmen, glühenden Herzen. Wanda aber versicherte:

„Sie verkümmern uns nichts, Herr Wildhoff, wir sind im Gegentheile erfreut, Sie zu sehen.“

„Müssen aber fürchten, Sie zu stören,“ fügte jetzt Irene hinzu, sanft, fast leidvoll, so sehr sie sich zwang, unbefangen zu erscheinen.

„Nicht doch, gnädiges Fräulein,“ erwiderte Wildhoff. „Ich war, wie Sie sehen mußten, eben im Begriffe, mich zu entfernen, danke nun aber dem Zu-

fall, der mir gewährt, mich auch noch von Ihnen zu verabschieden, Fräulein v. Helming."

„Sie wollen — fort," sprach Irene mit fast ersterbender Stimme, indem sie erblaßte. Aber sie rang und faßte sich, indem sie weiter sprach: „Also fort aus der Gegend?"

„Aus der Gegend, aus dem Lande," erwiderte Wildhoff und hätte hinzusetzen mögen: „am liebsten aus der Welt!"

„Und Sie können so leicht von Ihren Freunden scheiden?" fragte jetzt Wanda.

„Man wird mich noch leichter vermissen, mein verehrtes Fräulein," sprach Wildhoff mit starker Seele, seine bittern Empfindungen niederkämpfend. „Seit auch dieses Grab sich gewölbt hat, giebt es nichts mehr, das mich hier zurück halten könnte."

„Nichts mehr?" sprach jetzt Irene und ihre Augen schimmerten feucht. „Nicht der Wunsch Ihrer Freunde, Sie in einem geachteten Wirkungskreise neue Stärke gegen Ihre Trauer finden zu sehen, nicht —"

Sie stockte. Wildhoff hielt aber ihre sichtliche Bewegung nur von Mitleid eingegeben, wogegen sich sein stolzes Herz empörte.

„Nicht eine freundliche Theilnahme, die ich kaum

mehr zu schätzen vermag, nachdem mein Herz an Liebe und Treue nicht mehr glauben kann,“ sagte er.

Durch Irenen's schöne Züge zuckte es, aber sie beherrschte sich und erwiderte nur:

„Dann bedauere ich Sie, Wildhoff.“

„Bedauern und Mitleid sind ja immer die Empfindungen, denen man sich am leichtesten hingiebt und die man am wenigsten verdienen möchte,“ meinte er; aber Irene fiel, ihre Hand darreichend, rasch ein:

„Nicht doch, Wildhoff! Wenn wir scheiden müssen, so geschehe es ohne Bitterkeit. Leben Sie wohl, meine besten Segenswünsche begleiten Sie!“

„Leben — Sie — wohl!“ sagte Wildhoff langsam, indem er ihre weiche Hand berührte.

Zitterte die seinige so sehr, oder die ihrige? — Einige Sekunden lang hielt er noch diese Hand, diese liebe, liebe Hand — und dann nicht mehr. Er ging rasch hinweg, ohne sich mehr umzusehen. Doch, — als er das Gitterthor des Friedhofs erreicht hatte, sah er nochmals zurück. Irene stand dorten, stolz und hoch aufgerichtet, mit unter der Brust gekreuzten Armen, mit ernstem Ausdruck, wie eine Heroine. Hätte er gewußt, was sie in diesem Momente innerlich niederkämpfte, sie wäre ihm noch mehr als Hel-

din erschienen, wie sie so dastand, so stolz, so hoch, so schön und so traurig. Und nun lag das Gitterthor des Friedhofs hinter ihm — er ging.

„Gnädiger Gott," seufzte jetzt Wanda aus Grund ihres in Mitleidenschaft gezogenen Herzens. „Was soll das werden?"

„Was?" fragte Irene, aus ihren Gedanken aufschreckend. „Nun kann ich ruhiger meinen Eltern und Dir, liebe Tante, leben. Aber hinweg von diesem See."

„Um des Himmels willen, Irene, wie siehst Du aus! Was ist Dir?" rief Tante Wanda, im Tone des höchsten Schreckens auf das schöne Mädchen starrend, das sich nicht länger beherrschen konnte und dessen Züge einen so unsäglich bittern Ausdruck annahmen, daß ihr Anblick erschütternd wirkte. „Was ist Dir, meine Liebe?"

„Nichts," antwortete Irene mit fahlen, bebenden Lippen, „nichts, als daß ich mich in einem Manne täuschte. Gieb dort die Kränze her, liebe Tante, wir wollen sie auf des Kindes Grab legen, das so glücklich da unten ruht!"

Wanda ging und las die auf den Boden gefallenen Kränze auf. Als sie zurückkam, stand Irene nicht

mehr da, sondern lag auf ihren Knieen, ihr Haupt auf das kleine Grab niedergebeugt, die Hände um das Kreuz geschlungen, das der Welt verkündete, wer hier ausgelitten und in Frieden ruhe. Man hörte nicht, daß sie weine, — aber ihr schöner Körper zuckte in krampfhafter Weise und ihr Haupt hing tief herunter, als wolle es sich niederlegen auf diese Schollen, wo man Ruhe fand. Wanda aber legte die Kränze auf das Grab und weinte bitterlich.

Zwölftes Capitel.

Welches, wie alle Schlußcapitel, das Ende bringt.

Der Schmerz Wildhoff's, als er den Rasenhügel hinunter schritt, war nur von seinem Stolze etwas gedämpft. Mehr und mehr aber wirkten in der Nachempfindung dieses Zusammentreffens noch andere Gefühle mit. Er hatte Irene wieder gesehen in der ganzen Hohheit und Schönheit ihres Wesens. Er hatte wieder diese Hand berührt, die allein ihm noch die Freude am Leben hätte wiedergeben können, und die einem Andern bestimmt war. Er hatte ihre Gestalt wieder vor Augen gehabt, ihre zarten Wangen, ihren weichen Hals, auf den die goldnen Locken niederfielen. Und sollte denken, daß sie nicht mehr für ihn so schön, so zart, so weich und so lieb sein sollte. Er hatte ihr wieder in die Augen geschaut und ihre Stimme gehört, die er nimmer hören sollte in der weiten fremden Welt, — nimmer.

Und er war von ihr geschieden mit kalten; ja kränkenden Worten. Sie fielen ihm schwer auf's Herz und lasteten bei jedem Schritte schwerer darauf. Durfte er ihr denn zürnen? Hatte er ein Recht mit Groll zu entsagen? Sollte sie mit verletzten Gefühlen seiner gedenken, wenn sie es je noch that?

Als er am Fuße des Hügels angelangt war, bemerkte er, daß er kein Andenken von dem Grabe Oskars mitgenommen habe, wie er sich doch vorgesetzt hatte. Mit raschem Schritte ging er zurück, um schnurgerade über die Mauer zu steigen. Ach, dort auf dem lieben Grabe kniete sie noch immer, ihr Haupt an die gute Tante gelehnt, die weinend und tröstend daneben stand. Mit einem Sprung war er wieder im Friedhofe und an Irenens Seite. Sie erhob sich rasch und wich zurück.

„Irene," sprach er jetzt mit warmem, zitterndem Tone, „verzeihen Sie mir. Jedes kränkende Wort brennt mir in die Seele. Sie sollen meiner nicht in Unfrieden gedenken. Seien Sie glücklich, Irene, so glücklich als ich einst zu werden gehofft, da — —" Er stockte und beugte sich blos nieder, um die Hand zu küssen, die er ergriffen hatte und die wie ein Espenblatt zitternd in seiner ruhte. „Ihr

Andenken wird die Einsamkeit meines Lebens verschönern. Mögen Sie auch an der Seite eines geliebteren Mannes meiner so liebreich gedenken, wie dieses Grabes, für das Ihre liebe Hand noch Kränze hat, wo sie so viel Glück zu spenden im Begriffe ist. Graf Leinberg ist ein edler Mann —"

Er stockte wieder. Jetzt aber ergriff Irene das Wort.

„Darum zürnt er nicht, daß diese Hand nie die seinige wird," sagte sie. „Wildhoff, konnten Sie je darüber Zweifel hegen? O, ich sehe, daß Sie ein Frauenherz nicht kennen."

„Irene," fing Wildhoff wieder an, „darf ich denn in meiner Nacht an die Morgenröthe glauben, die Ihre Worte in mein gebrochenes, getrübtes Leben malen? Darf ich denn —"

„Sie dürfen Alles, Herr Wildhoff!" sprach jetzt Tante Wanda hervortretend. „Sprach doch auch des großen Wallenstein Tochter zu Max: Bin ich nicht Dein? Bist Du nicht mein?"

„Irene! Du mein?"

„Wie konntest Du zweifeln!" sagte sie, nur ihm verständlich, denn ihre thränenschweren Augen, ihr Antlitz ruhte schon an seiner Brust.

Er hielt sie umschlungen, fest, innig. Aber er sah dabei zum Himmel und schickte einen innigen Wunsch empor, auf dieses Glück nicht neidisch zu sein, das er am Grabe seines Kindes wieder gefunden. Dann sagte er:

„So wollen wir denn liebend leben und nichts, nichts soll uns wieder trennen!“

„Wir kommen auch nicht, um zu trennen, sondern zu segnen!“ sprach eine Stimme über die Mauer herüber, und mit Ueberraschung erkannte er seine Tante und die Eltern Helenens.

„Mein Sohn, mein Heinrich! Mein liebes, schönes Kind!“ fuhr Frau v. Luckner fort und ~~reckte~~ halb in segnender, halb in flehender Haltung die Hände nach Wildhoff und Irenen aus.

„Nun, mein lieber Freund!“ fing nach dem ersten Empfang Herr v. Helming an, „Sie versprachen einst, mich zum Vertrauten Ihrer Wünsche und Empfindungen zu machen, wenn Sie einmal Verpflichtungen eingehen und ein bindendes Wort verlangen können!“

„Das thu' ich jetzt, mein Vater!“ sprach Wildhoff, indem er sich dem Greise näherte, der ihn mit ausgebreiteten Armen empfing, während Frau v. Luck=

ner Irenen umschlossen hielt, als hätte sie nach langer Trennung ihre Tochter wieder gefunden.

An jenem Abende machte es noch großes Aufsehen, als man die Familie Helming mit der Frau v. Luckner und dem Architekten Wildhoff über den See fahren sah, uud zwar letzteren an der Seite der schönen Irene, ein Vorzug, dessen sich Graf Leinberg nie erfreute. Dieser aber erklärte offen, daß er nicht an diesem Schluß der Geschichte gezweifelt habe, da Fräulein v. Helming ihre fortdauernde Liebe zu einem Manne, der ihrer vollkommen würdig sei, niemals verläugnet habe. Als man den Grafen Leinberg so sprechen hörte, ging das Befremden in Verwunderung über; man begann einzusehen, daß man sich der Bekanntschaft des Neffen der Frau v. Luckner und Bräutigams des Fräulein v. Helming kaum zu schämen habe; man wünschte Aufklärung über das „unbegreifliche bedauernswerthe Mißverständniß.“ Aber Wildhoff fühlte sich gerechtfertigt im Herzen seiner Braut und deren Eltern. Das war ihm hinreichende Genugthuung. Er fand noch selbigen Abends Gelegenheit, dem Grafen Leinberg die Hand zu drücken. In Bezug auf die Andern sagte er:

„Deren Verachtung habe ich ertragen gelernt, —

ihre Achtung ertragen zu lernen, fiele mir vielleicht zu schwer, und ihrer Theilnahme bedarf ich nicht."

Andern Tags aber brachte er seine schöne Braut zu Herbert, in dessen Wohnung ein froher Tag erblühte. Bevor man nach der Heimath der Braut abreiste — wohin auch Frau v. Luckner nachfolgen wollte, um noch ein wehmüthiges Glück in dem ihrer Freunde zu genießen — besuchte man auch die Sonnenreut, wo Hanns und Lisi die schöne Braut und ihre Verwandten durch ihre oberländischen Liedlein ergötzten, wie vor drei Jahren im Wirthshaus am See. Der Herr Gebirgsbewohner Hanns gefiel der Tante Wanda immer noch ausnehmend gut, diesem aber nebst seiner Lisi die schöne Braut vor Allem, so daß er sie denn auch ein „g'schmaachs, wunderliebs und herzigs Diendl" nannte.

Dabei ist aber aufzuklären, wie es gekommen, daß der Bernecker Hanns nach all' dem, was vorgegangen, vertraut mit der Tochter des Sonnenreuters verkehren konnte. Nun, es hatte lange genug gedauert, bis der alte Bernecker eines Tags zum Wanderstab griff und mit schwerem Ledergürtel der Sonnenreut entgegen wanderte, diesmal in der friedlichsten Absicht. Er wurde dort auch nicht mit dem

Schrecken und der Scheu vor einem Haberfeldmeister empfangen, sondern als Schuldner, der seinem Gläubiger ein Darlehen zurück zahlt. Der Bernecker hatte seinen Prozeß gewonnen, der ihn wieder zu einem sehr wohlhabenden Manne machte, — er konnte sich jetzt schon sehen lassen. Gezahlt war, die Quittung in der Tasche, aber der Bernecker rückte noch immer nicht vom Flecke. Er schaute nur immer so der Lisi zu, wie sie ab und zuging, eine prächtige, heitere Hausfrau, die das Haus gar sehr in Ordnung hielt. Das Zusehen mußte ihm großes Vergnügen machen und das Reden mit ihr noch mehr, denn als er nur einmal dazu gekommen war, hörte er gar nicht wieder auf.

„Aber ich," sagte er endlich, „kunnt' einen gewissen daheim eifern machen, wann ich ihm sagen kunnt', daß ich von der Sonnenreuter Lisi a Handerl hab' kriegt."

„Macht's ihn eifern, Bernecker," sagte Lisi lachend. „Da habt's ein schön's Handerl!"

Der Bernecker hielt die kleine Hand in seiner großen und betrachtete sie. Dann griff er mit der Linken in die Tasche.

„Für so a nett's Fingerl g'hört a schön's Rin-

gerl!“ sagte er, indem er ihr einen Ring ansteckte, wogegen sich die Lisi auch nicht wehrte, während der Bernecker hinzufügte: „Er kommt vom Bernecker Hanns! Wenn der Sonnenreuter nix dagegen hat, so trag' ihn!“

Der Sonnenreuter aber hatte schließlich auch wirklich nichts dagegen. Ihm war man endlich auch noch wegen des Bilwizschnittes gerecht worden. Man hatte ihn an den drei Sonnwendnächten zur bestimmten Stunde des Zaubers beobachtet und nichts Verdächtiges wahrgenommen, — dennoch war der Bilwizschnitt in der Flur bewerkstelligt. Entweder war also ein anderer der Bilwizschneider, oder es machte Einer den Schnitt, um den Sonnenreuter dafür büßen zu lassen. Darüber war man so lange im Unklaren, bis kurz vor der Hochzeit der Lisi mit dem Hanns die rothe Urschi so krank und elend wurde, daß sie die Lisi vor ihrem Sterben um Verzeihung bitten ließ; sie habe sich damals in der stürmischen Himmelfahrtsnacht auf der Sonnenreut geirrt und bereue, der Lisi dadurch Leid zugefügt zu haben; sie sei überhaupt durch den Haggl in ihrem Haß gegen die Leute auf der Sonnenreut bestärkt worden; derselbe habe auch den Bilwizschnitt gemacht, um den Sonnen-

reuter in's Gerede zu bringen, dann auch selbiges Haberfeldtreiben, bei welchem der lange Hies erschossen worden sei, an den Gendarmeriebrigadier verrathen, um sich gut anzuschreiben. Hinter dem Haggl sei noch ein Anderer gesteckt, der auch zweimal mit dabei vor der Sonnenreut gewesen. Aber Urschi starb und nannte diesen Andern nicht; man zweifelte jedoch keinen Augenblick, daß sie den Teufel selber meine.

Als nun der Haggl keck genug war, bei der Hochzeit der Sonnenreuter Lisi gleich andern Burschen gegen Abend zu erscheinen, setzten sich zwei ihm unbekannte Gäste neben ihn auf die Bierbank. Er hatte leer getrunken und reichte seinen Krug der Kellnerin hin.

„Kein's mehr," gebot jetzt der ihm zur Rechten sitzende Bursche in Hochländer Tracht der Kellnerin. „Der Kerl wird heut' noch Wasser saufen!"

„Oder einen Kragen um den Hals tragen!" sagte der zur Linken und zeigte dem Haggl unterm Tische etwas.

Darüber ward der Elende kreideweiß, fing an zu zittern und mit den Augen zu rollen, stand von der Bank auf und wankte mehr hinaus, als er ging. Es war schon in der Dämmerung. Sobald Haggl

das Hochzeitshaus im Rücken hatte, fing er an zu laufen, als sei ihm die ganze Hölle auf der Ferse. Schweißtriefend kam er am Hochrand der Fallach an und ließ sich, ohne einen Pfad zu suchen, hinunter rutschen. An Händen und Füßen geschunden eilte er dem Brückensteg entgegen, der auf mächtigen Balken sich über den reißenden Strom schwingt, und dieser ging an jenem Abende noch besonders hoch. Jetzt hatte er ihn erreicht. Als er in die Mitte der Brücke kam, tauchte am jenseitigen Ende ein Bursche auf mit dem Wachholderzweig auf dem Hute und einem Ding in der Hand, das wie eine Weidenschlinge aussah. Entsetzt prallte Haggl zurück und lief wieder der andern Seite zu. Aber mit einem Schrei sah er hier dieselbe Erscheinung auftauchen, und als er wieder zurück sprang, waren die beiden sich schon näher gerückt, er aber in der Mitte. Sie drohten nicht, sie sprachen nichts, aber Haggl klammerte sich an das Brückengeländer an, ließ sich in gräßlicher Todesangst niederhängen, und endlich — plumps! — mußte etwas schweres in's Wasser gefallen sein, denn die kalten Wellen des Alpenstroms gurgelten und glucksten seltsam in der Stille des Abends. Die beiden Hochländer mit den Wachholderzweigen auf den

Hüten gingen aber ruhig an einander vorüber, jeder in seiner Richtung und waren bald im Ufergebüsch verschwunden. — Einige Tage darauf fand man in dem Weidengestrüpp des Fallachufers draußen im Unterland den Körper eines Ertrunkenen, der wohl im Rausche in den Strom gefallen sein mochte. Es ergab sich später, daß es der Haggl gewesen. —

In jenem Spätjahr und Winter machten Herbert's Novellen aus dem hauptstädtischen Leben einiges Aufsehen. Seine Absicht war zu zeigen, wie tragisch sich das Geschick von Einzelnen und von ganzen Familien auf dem Grunde fauler und zerfahrener öffentlicher Zustände entwickeln kann. Die Erzählungen selbst, Hauptpersonen, Conflicte, Vorgang und Verlauf waren wie immer seine Erfindung, obgleich die Wirklichkeit ihm Stoff gerade genug geboten hätte. Er wollte nicht in bestehende Familienverhältnisse hinein greifen, vermied es selbst bei seinen Nebenpersonen, für die er zum Theil Züge aus dem wirklichen Leben sathrisch verwandte, so weit es die verschrobenen Verhältnisse zu zeigen galt. Aber das Publikum suchte, wie das zu gehen pflegt, sobald es nur einmal auf dem Schauplatze der Erzählungen sich orientirt hatte, in denselben wirkliche Vorgänge, wirk-

liche Personen; und Herbert war sehr erstaunt, die Gestalten seiner Phantasie als lebende, in der Hauptstadt umherlaufende Menschen bezeichnen zu hören. Es war ihm das ein sehr unbehagliches Gefühl, obgleich ein Zeugniß dafür, daß er mitten in's Leben gegriffen, daß man an seine Gestalten glaubte und denselben Fleisch und Blut zutraute. Dagegen war es ergötzlich zu hören, wie Viele sich selbst getroffen fühlten. Je lächerlicher und „grauer" eine Figur gemalt war, desto mehr Leute fanden sich, welche sich in ihr geschildert finden wollten. In einem „anmuthig-lachenden" Ministerialrathe, fanden sich zwei Ministerialräthe und drei andere Räthe gezeichnet, die alle anmuthig lachten. Für einen Aesthetiker, der auf einen Baum zu sitzen kam, meldeten sich außer Professor Casimir Bader noch drei andere, die alle drei schon auf Bäume gestiegen waren, und noch ein Vierter, der hinter einem Rosenstrauch ein Liebespaar belauschend, sein Beinkleid zerrissen. Ein mit gutem Appetit gezeichneter Poet war die Veranlassung für zwei Dichter und vier Dichterlinge, sich verletzt zu fühlen. Durch die Schilderung eines Malers, der Dichterportraite in die illustrirten Journale lieferte und dabei einen Kahlkopf hatte, waren ein ganzes Dutzend

Künstler tödtlich gekränkt, von welchen die eine Hälfte Dichter portraitirte, die andere Hälfte Kahlköpfe hatte. In einem Geldbaron, dessen Stammbaum auf die Patriarchen der Bibel zurück ging, fanden sich mehrere Geldbarone des Landes wieder, und in einem Kunstverleger, der lange Geschichten ohne Pointe erzählte, wollten sich alle Kunstverleger und mehrere Buchhändler der Stadt erkennen.

Das war nun zwar sehr belustigend für den Verfasser, verdroß ihn jedoch auf die Dauer. Er hatte allerdings Zustände und Verhältnisse und nur zum Theil auch deren Vertreter geißeln wollen. Nun machte er die Erfahrung, daß man scandalsuchend sich an das Einzelne hing und darüber das Ganze und seinen Zweck aus den Augen verlor. Als ihm aber eines Tags Gerichtsrath Brand wieder sagte, wie viele sich getroffen fühlen, sagte Herbert ärgerlich:

„Gut, ich gebe ihnen die Erlaubniß dazu!"

„Sich getroffen zu fühlen? Nun, es wird an scharfen Kritiken nicht fehlen."

„Nur zu! Ich möchte gereizt werden! Denn ich fühle, daß ich zu viele Rücksichten genommen. Man ist also nicht einmal dankbar für die Schonung! — Man setzte wohl voraus, daß ich dulden und schweigen

werde! Das ist ja beleidigend. Wenn ich seither nur mit einzelnen Pfeilschüssen geplänkelt habe, so gehe ich, um Zeit zu gewinnen, die nöthige Rüstung anzulegen. Dann komme ich im Harnisch mit Schwert und Lanze, — das soll noch ganz andere Wunden geben."

Damals nämlich, im angehenden Frühlinge, hatte Herbert von Wildhoff die ernstliche und dringende Einladung erhalten, sich in dessen Nähe an der Ostsee anzusiedeln, wo er sich angekauft hatte. „Wir genießen hier ein innigeres Glück," hieß es in dem Schreiben, „als es ohne den Durchgang durch unsere Leidenszeit möglich gewesen und stehen auch in unserm Glücke den Leidenden näher, als es bei ununterbrochener Lebensfreude hätte werden können. Selbst meine liebe Tante Luckner freut sich eines schönen Nachsommers in ihrem Leben und ist in Erwartung der Verstärkung unserer Familie beständig beschäftigt. Komm nun auch Du mit den Deinigen, lieber Herbert. Es steht bei unserm Gute an der Ostsee ein Haus, wie geschaffen zur poetischen Production. Deine, meines Schwiegervaters und meine Bücher geben vereinigt schon eine stattliche Bibliothek, die Universitätsbibliothek in der Nähe bietet natürlich noch viel mehr.

Dazu die freundliche Landschaft, die schönen Buchenhänge, die Meerbuchten und dahinter die offene See. Komm also mit Deinen Lieben aus dem Lande, wo Du heimisch ein Fremdling warst, und werde hier als Fremdling heimisch.“

Herbert hatte sich schon lange aus der fortschreitenden staatlichen Auflösung hinausgesehnt. So sehr er es zu verwinden suchte, konnte er doch nicht gleichgültig dabei bleiben und die Zerfahrenheit und Zerrüttung, die sich kundgab, drückte auf sein Gemüth. Seine Lieben waren ohnehin freudig bereit zu gehen. Draußen suchte er kein Paradies, kein besonderes Glück, keine Gunst auf Kosten Anderer, sondern nur Ruhe für gedeihliche Thätigkeit. Dankbar wollte er die Gastfreundschaft in fremdem Lande genießen und diese nicht mit Verachtung von Land und Leuten lohnen. Er wußte, wie kränkend es ist, sich auf heimischem Boden Anderen beugen zu müssen. Und so saß er eines Morgens schon im Wagen des Bahnzugs, der ihn fortbringen sollte, als der Sozusagen daher kam, um jedem der Kinder noch als Angedenken ein duftiges Frühlingssträußchen zu bringen. Wildhoff hatte seiner so wenig vergessen, als der Thekla und des Fridolins vergessen worden war. Letzterer hatte wie-

der einen Dienst angenommen, aber wie er sagte, sei es nichts rechts, „nicht so wie bei uns“, und schon darum nicht, weil ein Anderer im Hause die Inspection der Weinflaschen besorgte. Thekla dagegen war in Stand gesetzt, ohne dienen zu müssen, gemächlich zu leben.

„Aber, daß Sie gehen, Herr Doctor, freut mich so zu sagen gar nicht!“ sagte der Dienstmann noch ganz zuletzt. „Da geh' ich vielleicht auch noch, denn alle Mühe bessere Ordnung einzuführen ist so zu sagen umsonst. Was unsereiner gut macht, verderben die großen Herren wieder. Hab' ich damals den Leith so schön zugerichtet, daß er vier Wochen gut that. Aber sein gnädiger Herr legt ihm mit Orden, Titeln und Stellen ein Pflaster um das andere auf, und so ist's wieder der alte Tanz. Ich geb's auf. Es hilft doch nicht viel.“

Herbert hatte mit großem Erstaunen zugehört, als er sagte:

„Sie sprechen ja, als ob Sie zur Walkerbande gehörten?“

„Ja,“ sagte der Sozusagen trocken. „Ich gehöre dazu, ich bin so zu sagen Hauptmann und Bande in einer Person. Aber ich geb's auf, Dr. Herbert.

Es hilft hier Alles nichts mehr! So leben Sie denn recht wohl! Der liebe Gott behüte Sie mit Frau und Kindern!"

Der Sozusagen sah noch immer wehmüthig dem Zug nach, während Dr. Herbert mit Verwunderung des Gesellen gedachte, der, um die Welt zu verbessern, so seltsam zu Werk gegangen war. Erst als man vom Zug aus die Alpen in der Ferne erkennen konnte, drängte sich in Herberts Abschied eine elegische Empfindung. Aber die Sonne schien durch das Wagenfenster, und die Kinder plauderten so traulich und waren so glücklich über die rasche Fahrt. Möge sie ihn dem bescheidenen Glücke zuführen, das er bedarf, um wirken zu können.

Ende.